

WAFFENSPORT, RAUBA UND DIETRICH'S SCHATTEN.
CHUD CHONNEM MANNUM – δόξαν ἐπὶ τῷ δραστηρίῳ
διαρκῶς ἔχων (PROKOP, GOT. IV, 31)

UTE SCHWAB

La Svirga, 98145 Bordonaro, Messina, Italy

Abstract

In his 'Gothic War' the historian Prokopios tells of brave soldiers approaching the enemy front before the beginning of the battle, 'provoking' whoever should have the courage to accept the invitation to a duel on horseback, the prize being the dead opponent's armour and the glory of the victor and a raise in salary. In this way Hildebrand, well known for his bravery and a mercenary in the Byzantine army invading Italy after Theoderic's death, meets his opponent, a Gothic soldier, equally bent on glory: Hadubrand. Deriving from the Indo-European 'Fight between father and son' narrative type, the anecdote has been linked by the (Gothic?) poet to 'Theoderic's Flight to the East' in order to provide Hildebrand with an honourable reason for leaving his family in poverty. His tragic return to Italy thirty years later is not linked to Theoderic's return to his realm (*Rabenschlacht*), nor has the struggle between father and son any other purpose but the thirst for glory.

Die vielen Probleme des 'Hildebrandliedes' beginnen mit der schriftlichen Überlieferung¹ – ihr verdankt die deutsche Literaturgeschichte, ja die westgermanische, den Begriff des Heldenliedes, das sich noch keiner epischen Erweiterung, Aufschwellung oder Addition unterzogen hat:² Ob man jedoch schließen darf, daß dieses Stück den Typus des germanischen Heldenliedes *kat'exochēn* vorstellt, einen Typus, der allein aus dieser seiner Existenz gefolgert wird, bleibt dahingestellt. Das 'Hildebrandlied' ist das erste und letzte im südgermanischen Raum überlieferte Heldenlied – wir wissen nicht, wieviele Jahrhunderte und wo genau es, von Sänger zu Sänger mündlich weitergegeben,³ vor seiner Aufzeichnung gelebt hat. Wir wissen nicht, wer es zuerst gedichtet bzw. erfunden hat und in welchem germanischen Dialekt das *Original erzählt und dann gesungen wurde. Wir müssen sehen, welche Antwort auf diese Frage der Text gibt – die 67^{1/2} Verse (eigentlich 106 Kurzverse), die auf das Vorsatzblatt und auf das letzte freigebliebene Blatt eines nun Kasseler theologischen Codex⁴ von zwei Fuldaer Mönchen im 4. Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts eingetragen wurden.⁵ Dieses Verfahren ist nicht neu – wir denken an das 'Muspilli' und etwa an die 'Merseburger Zaubersprüche'.

Der Text des 'Hildebrandliedes' ist eine Abschrift, wie man aus der Art der Fehler schließen darf (z.B. Wiederholungen durch Abirren des



Auges, Verwechslung der Zusammengehörigkeit von vertikalen Schäften).⁶ Die mechanische Umsetzung⁷ aus dem Hochdeutschen in das Niederdeutsche gehörte schon der Vorlage an: Wir wissen nicht, warum sie vorgenommen wurde, für welches Publikum, durch welchen Auftraggeber verursacht (doch kaum umgeschrieben in die *germanica lingua* der Sammlung historischer Lieder, die nach Einhard von Karl dem Großen angelegt wurde?).⁸ Diese verniederdeutsche Fassung des ‘Hildebrandliedes’ war von einem Baiern durchgeführt worden, der nur die Faustregeln des Altsächsischen beherrschte, also z.B. die hochdeutschen frikativen $\text{ʒ} < \text{germ. } t$ wieder mechanisch zurückverschob, auch dann, wo kein Grund dafür vorhanden war (*suasat* etc.). Die insularen Eigenheiten des Schriftdukus (z.B. auch die Rune *wynn* für *w*)⁹ sind für das Bonifazische Fulda nichts Erstaunliches. Denken wir nur an die sog. ‘Basler Rezepte’ (aus Fulda),¹⁰ wo das Altenglische auch sprachlich herrscht – was beim ‘Hildebrandlied’ nicht der Fall ist. Denken wir an das ABC NORD¹¹ – über Walahfrid dann nach St. Gallen gelangt; denken wir andererseits an das ‘Wessobrunner Gebet’ – aus einer Randnotiz mit ae. *Incipit* und dem ‘Sternrunen-Kürzel’ * (für die Silbe *ga, ca*) schön, aber fehlerhaft ins Reine geschrieben, jedoch umgekehrt für ein bairisches Publikum, wobei der nördliche Anfang vielleicht den Stempel des ‘Offiziell-Bonifazischen’ (d.h. von der englischen Oberhoheit in Glaubenssachen Genehmigten) abgeben sollte.¹²

Die bairische Urschrift des ‘Hildebrandliedes’ könnte in die Zeit Karls des Großen fallen. Ob das Lied im 8. Jahrhundert in Baiern entstanden ist oder ob es, wie wahrscheinlicher, aus Italien, aus dem Langobardischen des 7. Jahrhunderts oder (in welcher Form auch immer)¹³ von den Goten noch des 6. stammt, kann allein durch die Inhaltsanalyse versuchsweise bestimmt werden. Sprachliches – auch die – *brand*-Namen der Protagonisten – lassen keinen Schluß auf eine langobardische Schöpfung zu (wie zuerst A. Heusler, dann G. Baesecke meinte). Sprachlich bietet sich keine sichere Handhabe für ein Original, das außerhalb des Bairischen “um 800” läge – außer den vielen Archaismen und *Hapax legomena*, die in eine frühere Epoche zurückzuweisen scheinen. Krogmann glaubte noch 1959 an die Möglichkeit der “Wiederherstellung des langobardischen Urtextes”, ein unmögliches Unterfangen, schon aufgrund der sehr lückenhaften Überlieferung des Langobardischen, von dem wir nur Namen, einzelne Wörter und Formeln in lateinischen historischen und juristischen Schriften kennen.¹⁴ Der Versuch Krogmanns, gleichzeitig eine Repaganisierung vorzunehmen, ist weiter verfehlt, auch wenn die beiden Anrufe Hildebrands an den Christengott (v. 30 und v. 49) möglicherweise einer späteren Schicht angehören: die Langobarden waren schon Christen, als sie Italiener wurden (nach 568), die Goten waren es schon viel länger – und von ähnlichen individuellen Anrufen an die heidnischen Götter gibt es aus der ganzen *Germania pagana* keine Zeugnisse.

Aber auch das Nennen Gottes bei der schrecklichen Überraschung, als Gegner beim “Zweikampf zwischen zwei Heeren” (wir kommen gleich auf diese Situation zu sprechen) den eigenen Sohn, den nie erwachsen gekannt, vor sich zu haben, macht das ‘Hildebrandlied’ nicht zum “christlichen” Heldenlied: Zuerst ruft Hildebrand Gott vom Himmel zum Zeugen an – v. 30 *Wettu irmingot . . . obana ab heuane* – am Anfang der verrästelten (und auch wohl textlich verdorbenen) Angabe seiner Vaterschaft – dann, ebenfalls am Anfang einer Rede, der letzten langen (v. 49), im Weh-Ruf, der das furchtbare Geschick als unabwendbar erklärt, das dem Christengott beigeordnet ist, der formelhaft als *waltant got* dieser *wewurt* beigeesellt wird.

Hier wird nichts Christliches erzählt, sondern ein schreckliches Ereignis berichtet, das sich im Krieg zugetragen hat. Dieses tragische Geschehen, von dem der unbekannt Sänger kündet, hat den Wahrheitsanspruch der mündlich überlieferten und somit historisch wahren Geschichte – es ist keine Erfindung, keine “Lüge”: Dies drückt die traditionelle Einleitungsformel aus (in untadelhaftem Niederdeutsch).¹⁵ Die “Geschichte” – die örtliche und historische Kollokation des Geschehens – erfahren wir nicht aus dem erzählenden Rahmen, den 5^{1/2} Einleitungsversen und den 5^{1/2} Versen der Kampfschilderung selbst, die das Ende des Überlieferten darstellt, jedoch unvollständig ist, sondern nur indirekt durch den Dialog der beiden Protagonisten, aus dem das Lied eigentlich besteht. Wo und wann sich der fatale Zweikampf also zugetragen hat und warum, zu welchem Zweck er denn stattfand, zu welchem Ende sich die Herausforderer überhaupt ‘herausforderten’, das wird nicht berichtet: Es muß sich also um einen – dem Urpublikum zumindest – bekannten Brauch handeln, der keiner Erklärung bedurfte, dem also auch keine spezifisch rechtliche oder/und (sagen-)historische Situation von den heutigen philologischen Exegeten übergestülpt werden dürfte (s.u.). Doch wird das menschlich Einmalige dieses Duells gleich in den Anfangsversen vermittelt: sie wirken wie eine Inhaltsangabe, ein Präludium, mit der kunstvollsten Technik der Variation ausgeführt, das in seinen elf Kurzversen *in nuce* bereits alle Voraussetzungen zum tragischen Ausgang dieser Geschichte enthält (vv. 1–6):

*Ik gihorta at seggen,
at sih urhettun anon muotin,
Hiltibrant enti Haubrant, untar heriun tuem,
sunufatarungo, iro saro rihtun,
garutun se iro guhamun, gurtun sih iro suert ana,
helidos, ubar ringa, o sie to dero hiltiu ritun.*

- v. 2a *ur-hettun* (< *ur-heizzeon) bezeichnet als erstes Substantiv die ‘Herausforderer’,¹⁶ die sich zum Zweikampf, zur ‘Monomachia’ (‘einzeln’, *anon*) einander gestellt haben (*muotin*). Dies die Grundsituation, die gleich bleibt bis zum Schluß, wo die hier angegebenen Gegenstände der Kampfvorbereitung dann im Kampf lebendig werden, dessen Ende uns fehlt.

- v. 3a Die Duellanten: ihre Namen sind *Hiltibrant* und *Haðubrant*, so wird durch die Variation (ohne Verbalzusatz) berichtet. Und die dritte Stufe der Variation, sich weiter zum Persönlichen hin steigernd, gibt
- v. 4a die enge, ja die allerengste verwandtschaftliche Bindung dieser beiden Kämpfer an, mit einem altertümlichen Dvandva-Kompositum sie als ‘Sohnvaterung’¹⁷ vorstellend – den Gipfel dieser sich in ihrer Information steigernden Reihe (zu der auch noch die nächsten beiden Anverse gehören v. 5a *se*, v. 6a *helidos*). Diese Aussage öffnet die Perspektive zur Tragödie hin, zum folgenden Kampf um Tod und Leben (v. 54b) zwischen Vater und Sohn, nicht im anonymen Schlachtgeschehen, sondern von beiden allein gewollt (*urhettun* sind sie), und zwar im Niemandsland zwischen zwei feindlichen Heerscharen, denen die beiden ‘Herausforderer’ offensichtlich jeweils angehören: soviel und nicht mehr steht in den prädikativen Abversen 2b und 3b.¹⁸

Das Publikum wird also gleich im Exordium über das Außerordentliche informiert, worüber der Skop Näheres zu berichten verspricht – indem er die Kardinalpunkte des *casus* einfach vor die Hörer hinstellt, ohne darüber zu reflektieren oder das Geschehnis *expressis verbis* als berichtenswert zu kennzeichnen (. . . *muget ir nu wunder hoeren sagen*). Ein Urteil über die persönliche Vorgeschichte der Kämpfer, die dann, in den Dialogen entwickelt, bis zu den tödlichen Beleidigungen des Sohnes führt, der den Vater nicht erkennen kann oder will – ein Kommentar (im christlichen oder heroisch-ethischen Sinne) über Schuld oder Ehre fehlt. Der von Sohn und Vater fragmentarisch berichtete Lebenslauf Hildebrands (diese Geschichte umfaßt mehr als dreißig Jahre – der erste Teil wird auf den Vater als Handelnden bezogen und vom Sohn berichtet, der zweite Teil bis zur Jetztzeit vom Vater selbst in Ich-Form), dieser Lebenslauf steht vor der eigentlichen, unvollständig überlieferten,¹⁹ klischeehaft sich abwickelnden Kampfhandlung beider Recken am Schluß (v. 63–68) und führt in innerer Notwendigkeit auf diese zu: einer von beiden, wahrscheinlich der Jüngere,²⁰ wird von der Hand des nächsten Verwandten im Duell sterben – es gibt keinen Ausweg.

Wer das Exordium des ‘Hildebrandliedes’ so geschaffen hat, setzt die Situation der “Zweikämpfer zwischen zwei Heeren” als bekannt voraus. Wir zitieren gleich hier einen Parallelfall (s.u.) aus Prokops Gotenkriegen. Das byzantinische Heer unter dem Kommando des Narses liegt seit Wochen dem gotischen Heer gegenüber – man wartet auf den Befehl zur Schlacht – eine Situation, die in der mittelalterlichen Kriegsführung keine Seltenheit darstellt:

Eine Zeitlang wagte (. . .) keine Partei mit dem Kampfe zu beginnen, vielmehr warteten beide Heere untätig auf den Angriff des Gegners. Darauf jagte ein Mann aus dem gotischen Heere namens Kokkas, ob seiner Kühnheit nicht wenig berühmt (*δόξαν ἐπὶ τῷ δραστηρίῳ διαρκῶς ἔχων*), auf seinem Pferde bis dicht an die römische Front heran und forderte jeden, der da wollte, zum Zweikampf heraus. Dieser Kokkas aber war einer von den römischen Soldaten, die früher einmal zu Totila übergelaufen waren. Sofort trat ihm einer von den Doryphoren des Narses, ein Armenier mit Namen Anzalas, ebenfalls auf Pferde entgegen. Kokkas stürmte zuerst mit der Lanze auf den Feind los und zielte auf

dessen Unterleib. Doch Anzalas wich behend mit dem Pferde aus, so daß sein Gegner ins Leere stieß. Dadurch kam er selbst in dessen Flanke und konnte ihm den Speer in die linke Seite rennen. Während Kokkas tot vom Pferde sank und auf dem Boden liegen blieb, brach das römische Heer in lautes Siegesgeschrei aus, doch wollte auch jetzt noch keine Partei mit dem Kampfe beginnen (IV, 31).²¹

Dieses Ereignis ist nicht das einzige seiner Art, das von Prokop geschildert wird (s.u.) – solche Dinge machen ja noch die Schützengrabenzeitung bei Verdun aus: Hier sind wir am Sarno bei den Kämpfen der letzten Goten. Entgegen H. Schneider und mit H. de Boor²² setzen wir das ‘Hildebrandlied’ “in das Vierteljahrhundert von Theoderichs Tod bis zum politischen Ende des Ostgotenreichs” zusammen mit den bzw. neben die ersten sagenhistorischen Dichtungen um Dietrich, die sich in den Dialogen des Vater-Sohn-Kampfes schattenhaft spiegeln. Diese Welt der Geschichtsklitterung zur Dietrichsage bildet das Milieu, in das der Vater-Sohn-Kampf, jene indogermanische Wanderanekdote,²³ eingefügt wird – oder besser: bildet dessen Vorgeschichte. Das Sagen-Milieu mit den beiden historischen Namen macht dieses märchenhafte Ereignis des Vater-Sohn-Kampfes zwar zur historisierenden Dichtung (wir sprechen gleich von den Mitteln!) – aber gestaltet es nicht zur politischen Fabel um. Ein innerer Zusammenhang zwischen dem Vater-Sohn-Kampf und der Schlachtsituation bei Dietrichs Rückkehr in sein angestammtes Land (von der die pseudo-historische Dietrich-Dichtung berichtet) ist hier nicht gegeben.

Wir nennen die Elemente des sagenhistorischen (historisierenden) Milieus, das in den Dialogen aufscheint, und fragen nach ihrer Funktion bei der Vorstellung Hildebrands, des Vaters, nach dem die Strategie des Lied-Autors den Alten selbst sich erkundigen läßt: “Wie heißt dein Vater bzw. (*eddo*) welcher Familie (*cnuosl*, ‘gens’) gehörst du an” – so fragt mit umständlicher Rechtfertigung (v. 7b–v. 9a) der Alte den Jungen vor dem Kampf (mit gar nicht ‘wenigen Worten’: v. 9a *fohem wortum*), indem er sich selbst als Kenner (also als Angehöriger?) des (v. 13b) *irmindeot*, des Gotenvolkes, bezeichnet, dessen Vertreter ihn (oder er ihn?) zur ‘*monomachia*’ herausgefordert hat: v. 12f. *ibu du mi enan sages, ik mi de odre wet, / chind in chunincriche: chud ist mir al irmindeot*. Wir halten fragend fest: *chunincriche* – welches ‘regnum’ ist damit gemeint? Das Reich Dietrichs, dann Odoakers? Ist es dasselbe *riche* wie in v. 48 (s.u.)? Oder allgemein das Gotenreich? Das ‘römische Reich’ der Dietrichdichtung? Das posttheodoricianische? Wir fragen (in der Rolle aufmerksamer Erst-Rezipienten) weiter: Erkennt Hildebrand seinen Herausforderer als Goten (an der Bewaffnung – an der Art, die Waffen zu tragen, u.a.m.), spricht er gotisch mit ihm? Hildebrand hört (und versteht) bei der umfangreichen Legitimation des Sohnes seinen eigenen Lebenslauf vom Standpunkt dieses unmündig, ohne Anspruch auf seinen Besitz (v. 20–22) – also arm – im Reich Odoakers zurückgelassenen Kindes. Soweit informiert uns der Text: Dürfen wir aus diesen Umständen schließen, daß der junge Mann dann

im Heer Odoakers Söldnerdienste angenommen hat – und in diesem Heer nun, vielleicht bei der Grenzwehr, ‘an der Mark’, v. 48 *bi desemo riche, dient?* Oder gehören Odoaker und Dietrich im Augenblick des Treffens nicht vielmehr längst der Vergangenheit an (s.u.)? Wir erfahren aus der Vorstellungsrede Hadubrands weiter über seinen Vater, daß Hildebrand sich im Exil aus Dietrichs Gefolgschaft gelöst hat: v. 23f. *sid Detrihhe* (bzw. *unti deotrihhe*, s.u.) *darba gistuontun / fateres mines* ‘dann erlitt Dietrich den Verlust meines Vaters’, der offensichtlich auf Suche nach Kriegs-Abenteuern als ‘Recke’ weiterwanderte – wohl in byzantinische Dienste trat – und im ‘Osten’ verscholl.²⁴ Der liebste Mann Dietrichs war er aber gewesen.²⁵ Immer kämpfte er in der ersten Linie (im byzantinischen Heer?), zu sehr liebte er den Kampf (v. 27) – den kühnen Männern (im Osten) war er wohl bekannt – wahrscheinlich ist er (bei dieser Lebensführung) nun tot, so schließt Hadubrand die Vorstellung seines Vaters.

Wenn Hadubrand – so fügen wir selbst als Publikum in Klammern hinzu – eine besondere Stellung in seiner eigenen Truppe bekleidet hätte, so würde er doch hier davon gesprochen haben. Oder aber: die Frage nach seiner Identität von seiten Hildebrands wäre überflüssig gewesen, hätte er den Heerführer vor sich gehabt. Wäre – umgekehrt – das auf die Schlacht harrende Feindesheer als Streitmacht Theoderichs gedacht, so hätte Hadubrand, der doch wissen mußte, welche Feindesschar, ihm gegenüber aufgestellt, auf das Signal zur Schlacht wartete, um dann mit seiner Truppe zu kämpfen, so hätte Hadubrand seinen Vater nicht als den besten Helden der Elite Theoderichs dargestellt, ohne zumindest den vor ihm haltenden Alten nach dem Verbleib des damals landflüchtigen Hildebrand-Vaters zu fragen – hätte sein Gegner diesen denn nicht wenigstens dem Namen nach kennen müssen? Die Gewährsleute, die Hadubrand nennt, wo er von der Exilflucht seines Vaters vor Odoaker ‘zusammen mit Dietrich und vielen seiner Mannen’ berichtet, sind v. 15f. *usere liuti / alte ante frote dea erhina warun*, sind also Goten (wie er . . . und seine Truppe?), d.h. ‘damals’ daheimgebliebene, doch nun schon tote²⁶ Männer: so weit liegt für den Jungen die Epoche Theoderichs zurück: Dietrich gehört endgültig der Vergangenheit an. Der Sagenvergangenheit natürlich: daß Hildebrand diese überleben konnte, und, aus dem ‘Osten’ kommend (also wohl in byzantinischen Diensten), nun vor seinem Sohn steht, kommt Hadubrand nicht in den Sinn – wie es ihm doch hätte einfallen müssen, wäre das feindliche Heer ihm gegenüber, dessen Angehöriger hier vor ihm steht, das aus dem Exil zur Wiedereroberung des ‘Reiches’ zurückgekehrte ‘Heer’ Dietrichs. Hadubrand hätte (auch bei dem schlechtesten Dichter!) zumindest auf die Frage eines Dietrichmannes, der sich mit ihm im Kampf messen will und wissen möchte, mit wem er es zu tun hat, wer sein Vater ist, zurückfragen müssen: Wißt ihr Dietrichleute denn nichts von meinem Vater, der mit eurem König damals ins Exil gegangen ist und nach dem ich hier gefragt werde?

Die historisierenden Details der Sohnesrede bleiben (gewollt) vage – auf die Rückkehr des Dietrichheeres, zu dem Hildebrand hier nach Auffassung der modernen Philologen gehören soll, deutet nichts hin – außer den 30 Jahren in der späteren Klagerede des Alten: so lange ist er ‘außer Landes’ gewesen (v. 50). Also ist er jetzt wieder in Italien. Diese Zeit stimmt mit dem Sagenexil Theoderichs jedoch gar nicht so selbstverständlich überein, wie immer behauptet wird: nur der altenglische ‘Deor’ (9./10.Jh.) kennt die 30 Exil-Jahre: 18 *Ʒeodric ahte þritig wintra / Mæringa burg; þæt wæs monegum cub*. Doch ist die Identität dieses Ʒeodric und auch der Ort, wo er dreißig Winter lang herrschte, nicht unbedingt mit der ostgotischen Geschichte zu verbinden: Kemp Malone identifiziert diesen Ʒeodric mit dem fränkischen þeodric des ‘Widsith’ (v. 24 Hugdietrich, König der Franken; v. 115 Wolfdietrich [?]).²⁷ Dreißig Jahre – ‘sechzig Sommer und Winter’ – sind überdies eine Zeitspanne, die auch anderswo lediglich “lange Jahre” bedeutet. Die pseudo-historische Konstellation des Dietrichexils stimmt ganz nebelhaft mit dem Background des ‘Hildebrandliedes’ überein – sie ist jedoch auf jeden Fall nicht für die politische Situation des Vater-Sohn-Kampfes oder gar für dessen Veranlassung ausschlaggebend, sondern gibt nur den Grund an für die damalige Landflüchtigkeit des Vaters, ohne die sich ja die Tragödie im *hic et nunc* nicht abspielen könnte. Außerdem bezeichnet Hildebrand selbst sein eigenes Exil als ‘Unruhestand’ – nicht als ein friedliches Verweilen mit Dietrich am Hofe Attilas: v. 50 *ich w a l l o t a sumaro enti winthro sehstic ur lante*.

Wir kommen gleich auf die eigene Schilderung seines Lebens, in der Fremde (*ur lante*) zurück und halten vorläufig fest: Hildebrand kommt aus dem Osten zu den italienischen Goten – doch nicht mehr im Gefolge Theoderichs, sondern – so nehmen wir an – im byzantinischen Heer, in dem Hunnen, Langobarden, Gepiden, Heruler, also Ostgermanen, und viele andersstämmige Söldner mehr versammelt sind. So scheint es uns nach der Lektüre der ‘Gotenkriege’ Prokops. Daher kommt aus dem ‘Osten’ – sogar über das Adriatische Meer hinweggefahren – auch die zweite Gruppe von Gewährsmännern, die Hadubrand in Bezug auf das Schicksal seines Vaters anführt: v. 42f. *dat sagetun mi seolidante / westar ubar wentilseo, dat inan wic furnam*. Leute, die von Osten über die Adria nach dem noch immer gotischen Italien kommen, erzählen vom Tod Hildebrands auf die Erkundigungen seines Sohnes hin (der also in einer der gotisch besetzten Festungen am Meer weilte – man denkt natürlich an Ravenna oder an Cesena oder Ancona, usw.). Vielleicht hat Hadubrand diese Gewährsmänner in dem bereits voreingenommenen zweiten Teil des Dialogs erfunden, da er doch auf keinen Fall an einen lebend vor ihm stehenden Vater glauben möchte – so sehr sticht ihm die Rüstung des Alten ins Auge –, was bei der Annahme des zurückkehrenden Dietrichheeres im Hintergrund ja leicht von Hildebrand durch Zeugen hätte widerlegt werden können. Aber in der Truppe, bei der

Hildebrand nun ist und die wohl zuhört und auf jeden Fall zuschaut, gibt es keine solche Gewährsmänner: Dietrich und seine Mannen sind längst in der Sage verschwunden, haben längst den historischen Kämpfen um das Gotenreich Platz gemacht, die von den ‘Ostleuten’, von den byzantinischen Strategen Belisar und Narses mit ihren teils germanischen, teils “hunnischen” und vielen andersstämmigen Söldnertruppen, den Isauriern, den Armeniern, den Slaven usw. usw. (auch gotischen Überläufern!) geführt wurden.

Schon nach diesen Überlegungen scheidet die Interpretation des Zweikampfes als Ordal, als stellvertretendes Duell, als Gottesurteil anstelle der Schlacht, wie immer wieder behauptet wird, aus. Diese Interpretation wäre besonders dann hinfällig, wenn man sich Hildebrand als im rückkehrenden Heere Dietrichs vorstellt. Wenn auch solche Zweikämpfe (W. Haubrichs gibt die letzte Zusammenstellung)²⁸ sowohl anekdotisch oder als Wunschgedanken bezeugt sind oder fiktiv in einigen Quellen geschildert werden, so sind es doch immer die Anführer, die da kämpfen (sollen) (vgl. auch Prokop III, 4: Artabazes, unten). Anführer ihrer “Heere” sind Hildebrand und Hadubrand eben nicht. Sonst würden sie sich kennen oder der Dichter hätte dies zumindest vermerkt. Hadubrand und Hildebrand sind dagegen tapfere Soldaten: als solchen kennzeichnet sich Hildebrand doch selbst, indem er von seinem unsteten (v. 50 *wallota*) Kriegerleben in der Fremde, im ‘Osten’ (ohne Dietrich zu erwähnen!) erzählt. ‘Immer teilte (v. 51 *eo scerita*) man mich dort (v. 51 *dar*) der Gattung der Bogenschützen zu (v. 51 *in folc sceotantero*), die in der ersten Linie kämpften’: Hildebrand berichtet also von sich, wozu er in der Schlacht, beim Angriff verwendet wurde – nicht um zu befehlen, nicht als ‘Vor-kämpfer’ (*praepugnator*), sondern, um in der gefährlichsten Stellung, ganz vorn, beispielhaft seinen Mann zu stehen. (Vgl. dazu etwa die Rolle dieser Truppe beim Kampf um Rom, wo die Goten sich an Mauerresten verschanzt hatten und wo Narses seine Bogenschützen einsetzte [IV, 33].)²⁹ Hildebrand spricht auch von einer anderen Kriegsführung, die er in seinem Wanderleben erlebt hat, nämlich der Belagerung von Festungen: v. 52 *at burc enigeru*³⁰ wurde ihm nie der Tod zuteil, doch jetzt. . . . Auf dieses Detail aus der soldatischen Vergangenheit Hildebrands ist besonders zu achten – es paßt wenig in jenes Heldensagenmilieu, das durch die Namen Dietrich (dreimal in der Vorstellungsrede Hadubrands [v. 19, 23, 26]) und Otacher (zweimal ebenda v. 18 und 25) schattenhaft bei dem Bericht Hadubrands über das Schicksal seines Vaters, des Dietrichgenossen Hildebrand, heraufbeschworen wird – es paßt dagegen wohl zu den Kämpfen um die befestigten Städte im römischen Reich, besonders nach Theoderichs Tod, zu dem Kampf der Goten um die Erhaltung der Herrschaft in Italien mit den Städten Neapel, Spoleto, Rom, Verona, Pavia (Ticinum), etc. – aber auch allgemein zu den Kriegsschauplätzen der byzantinischen Heere im Osten.

Allerdings geht es auch in ‘Dietrichs Flucht’, im Kampf mit Ermrich, um

den Besitz befestigter Städte in Oberitalien und Tirol, u.a. – neben ‘Bern’ – um Pola, Mailand, Bozen: sind dies alte Erinnerungen aus den post-theodoricianischen Gotenkriegen (wie sie von Prokop beschrieben werden) – oder hat auch die zeitgenössische Kriegführung der Staufer mit diesen Städten (Mailand!) hier eine entscheidende Rolle gespielt?

Dietrich von Bern ist also während des Vater-Sohn-Kampfes nicht als der Heerführer auf der Hildebrand-Seite vom Dichter aus gesehen anzunehmen – genausowenig wie Hadubrand als “Kollaborateur” beim Heer des Odoaker gedacht ist. Sonst könnte (u.a.) der Junge am Ende seiner Spottrede (v. 45–48, die wir nicht mehr umstellen!) zum Alten nicht sagen: “Ich sehe wohl an deiner Rüstung (also: daran, daß du eine Rüstung besitzt – bzw. an der Qualität deiner Rüstung), daß du da, wo du herkommst (‘zu Hause’, *heme*), einen guten Herrn hast und sicher (*noh bi desemo riche*, ‘bei dieser Herrschaft’, also: bei diesem guten Gefolgschaftsherrn oder König, der dich so schön ausgestattet hat) *reccheo niwurti* ‘nicht ins Exil gehen mußt’.” Hadubrand will damit sagen: “Du stammst aus dem Osten, aus dem Reich Attilas oder eben aus dem byzantinischen Empire, wo ein ‘guter Herr’ dich für den Militärdienst (in seinem persönlichen Gefolge? Man vergleiche dazu die von Prokop geschilderte “Haustruppe” des byzantinischen Generals Belisar, s.u.) glänzend ausgestattet hat – bei dessen Herrschaft und Fürsorge, wo immer du warst, bist du niemals (wie dagegen mein Vater damals) zum mittellosen Exilanten geworden. Du bist ein alter listiger heimtückischer Hunne.” Das hier (wie dann auch im ‘Nibelungenlied’ von den Burgunden) als Schimpfwort gebrauchte Wort ‘Hunne’, ‘Ostler’, wird von Hildebrand wieder in seiner letzten Rede ironisch aufgenommen, zusammen mit dem beleidigenden *arg-* ‘feige’, etc., das (vorher schon ausgesprochen oder nicht!) dazugehört. (Hadubrand hatte nur die Wörter v. 39 *spaher* ‘schlau’ und v. 41 *inwit* ‘heimtückische List’ gebraucht, als er seinen Vater bei der mißverstandenen Ringgabe als v. 39 *alter Hun* bezeichnete – auf die verschmähte Goldgabe Hildebrands werden wir gleich zu sprechen kommen.) “Der wäre doch nun der ärgste, feigste Ostler”, erwidert Hildebrand auf die letzte Beleidigung seines Sohnes, die aus der schönen Rüstung des Alten auf die Unmöglichkeit seines Reckenlebens schließt, “der jetzt noch versuchte, dem Kampf auszuweichen – wir werden ja sehen, wem meine Rüstung danach gehören wird!” . . . Denn um diese geht es ja bei dem Kampf.

Zunächst noch zusammenfassend folgendes: Wir müssen von der sagenhistorischen Schicht des ‘Hildebrandliedes’ “um Dietrich” eine zweite Schicht unterscheiden, die wir “historisch-prokopisch” nennen können, nämlich die Zeit, in der sich die Kämpfe der Goten mit den Byzantinern in Italien (mit ihrem Heer aus hunnischen und allen möglichen, auch germanischen Hilfsvölkern, Gepiden, Langobarden, Franken . . .) bis zum heldenhaften Ende des gotischen Heeres und seiner letzten beiden Könige abgespielt haben, von denen uns der griechische Historiograph Prokopios

von Cäsarea mit lebhafter Anteilnahme an heroischen Taten und, so will es scheinen, auch neutral mit Sympathie für die heroische Gesinnung Einzelner – hüben und drüben! – berichtet. Auch hier wären in Anekdoten Sagen- und Liedkerne zu erkennen, die an Niveau die Hofschranzen-geschichten aus Pavia weit überragen – nur gab es vielleicht keine Möglichkeit mehr zu ihrer künstlerischen Gestaltung, zu ihrem liedhaft gebundenen Vortrag, sie sind mit den Resten des Gotenvolkes, das (v. 20) *lutil* noch *in lante* saß und langsam seine Sprache vergaß, untergegangen – mit Ausnahme der in eben dieses Milieu eingefügten Vater-Sohn-Novelle. Ihr Rahmen ist in diesen Kämpfen alltäglich.

Daß vor der Schlacht, nachdem die Heere einander gegenüber aufgestellt waren und auf die letzten strategischen Anordnungen und den letzten Befehl dann zum Losschlagen warteten, einzelne Söldner hervortraten, um sich im Kampf zu profilieren, ist an der Tagesordnung. Von Belisar schreibt Prokop (III, 1; S. 443): “aus eigener Tasche unterhielt er siebentausend Reiter, lauter brauchbare Leute und jeder bereit, in vorderster Reihe zu stehen und die tapfersten Gegner zum Zweikampf herauszufordern”. – Ein Byzantiner stellt sich als angeblicher Überläufer bei dem gotischen König vor: “Als Totila den Ankömmling sah, freute er sich sehr, zumal der Ruhm, den der junge Mann bei Einzelkämpfen (ἐν μονομαχίαις) errungen hatte, ihm schon zu Ohren gedrungen war und er selbst wiederholt dessen Heldentaten miterlebt hatte” (III, 23; S. 589). Weiter: “Als sich beide Heere auf ihrem Wege ziemlich nahe gekommen waren, sprengte ein Gote namens Valaris, hochgewachsen und von furchterregendem Aussehen, dazu ein kühner, kriegserfahrener Mann, von Kopf bis Fuß gepanzert (τεθωρακισμένος), mitten in den Raum vor seinen Gefährten (ἐν μεταχμίῳ) hinein und forderte mit lauter Stimme alle Römer auf, sich mit ihm im Zweikampf zu messen. Während sich alle anderen fürchteten und still verhielten, stellte sich Artabazes allein zum Kampf. Beide ritten aufeinander los und stießen aus nächster Nähe mit ihren Lanzen zu (. . .)” (s.u. S. 594. III, 4; S. 465/467). Dann: “. . . Artabanes trat nun bei jener Schlacht zusammen mit zwei römischen Soldaten in den Raum zwischen beiden Heeren (ἐν μεταχμίῳ), wo sich auch einige Feinde zeigten. Sogleich drang er auf sie ein, durchbohrte einen sehr tapferen und starken Perser mit der Lanze und warf ihn vom Pferd herab zu Boden . . .” (IV, 8; S. 767). Und: “Darauf jagte ein Mann aus dem gotischen Heere namens Kokkas, ob seiner Kühnheit nicht wenig berühmt, auf seinem Pferde bis dicht an die römische Front heran und forderte jeden, der da wollte, zum Zweikampf heraus . . . Sofort trat ihm einer von den Doryphoren des Narses . . . ebenfalls zu Pferde entgegen. Kokkas stürmte zuerst mit der Lanze auf den Feind los und zielte auf dessen Unterleib . . .” (IV, 31; S. 957). – Auch bei dem letzten Kampf der Goten unter Teja, wo sie zunächst durch den tief eingeschnittenen Fluß Sarno (Δράκων), von dem Heer des Narses getrennt, lange einander gegenüberlagen, gab es solche Abwechslung. Die

Goten hatten die Brücke besetzt, Türme und Ballistren darauf aufgerichtet, “um so die andringenden Feinde von oben aus beschießen zu können. Ein Kampf Mann gegen Mann war unmöglich, da . . . der Fluß dazwischen lag. Beide Heere traten lediglich so nah wie möglich an das Steilufer heran und schossen vielfach mit Pfeilen aufeinander. Es kam auch zu einigen Einzelkämpfen, wenn gelegentlich einmal ein Gote die Brücke überschritt, um einen Gegner herauszufordern. Auf diese Weise verbrachten die beiden Heere eine Zeit von zwei Monaten” (IV, 35; S. 987).

Es ging bei diesen Einzelkämpfen auf der Tribüne zwischen Zuschauern, die das Waffenhandwerk gelernt hatten, nicht nur um Leben und Tod, sondern auch um die Beute, die dem Überlebenden zufiel. Das Panzerhemd, die Rüstung, war dabei das begehrteste Stück – die *rauba* eben: man weiß, daß gute Kettenhemden, um die es sich hier wohl handelt und wie sie Vater und Sohn besitzen, einen sehr hohen Wert hatten – sie waren kunstvoll geschmiedet – bis 200.000 Ringe und mehr wurden verwendet:³¹ *Wielandia fabrica* heißt eine solche *lorica hamata* im ‘Waltharius’. Der Glanz eines solchen, wohl auch goldverzierten Kriegsgewandes zeigt (nicht nur als “Statussymbol”) auf den Wert des Besitzers.

Theoderich selbst will in seinem ‘Panegyricus’ an seiner überaus strahlend hellen Rüstung erkannt werden:

Vos tamen elaboratas vestes et liciorum tormenta devehite! Cultiorem me acies suscipiat, quam festa consuerunt. Qui me de impetu non cognoverit, aestimet de nitore. Invitet cupidorum oculos honor indumenti: pretiosior species feriendos exhibeat. Habeat laboris solacium, cui iugulum meum, fortuna, praestiteris! Inhient iacentis splendori, quos non contigerit videre pugnantem.

Ihr aber, schafft kunstvoll ausgearbeitete Gewänder und unter Plagen fein gewebte Stoffe herbei! Geschmückter soll mich die Schlacht empfangen als gewöhnlich die Feste. Wer mich nicht an meinem Angriffsgeist erkannt hat, soll mich anhand meines Glanzes einordnen. Meine ehrenvolle Kleidung soll begierige Blicke anlocken: Mein um vieles prächtigeres Äußere soll diejenigen anziehen, die es zu schlagen gilt. Trost für seine Mühen möge erlangen, wem du, Fortuna, meine Kehle darbotest. Dann mögen auch die nach meinem Glanz gaffen, wenn ich gefallen bin, denen es nicht gelang, mich im Kampf zu sehen.³²

Wir erinnern uns an die Strophe 42 des ‘Eckenliedes’, wo erzählt wird, wie der Glanz des Panzers die Stadt erleuchtet:

*Do gap in der straze schin
ietwederthalp diu brünne sin,
als obes enzündet wære.
reht alsam ain glünsende gluot
luht im sin schilt und ouch sin huot . . .*

und erinnern an Strophe 70, das Treffen im Wald:

*der tan der wart durluhtet fin:
ir härnesch gap so liechten schin*

alsam ein brehendiū sunne
 . . .
 da schein ez sam da brunne:
 so schone luhte Hiltegrin,
 . . .
 hern Ecken heln gap widerschin,
 der luhte niht nach wane.
 ir liuhten daz was so getan,
 als man zwen volle mane
 seh an dem himel stan.³³

Im ‘Ortnit’ (um noch ein Beispiel aus der märchenhaften Dietrichdichtung zu nennen) verspricht der Zwerg seinem überlegenen Gegner, wenn er ihn unbehelligt lassen wolle (Str. 111, 3) *ze minne ein so guote sarwat, / daz niemen in der werlde so vestes niht enhat.* (Str. 112) *Funfzic tusement marc geltes ist diu brünne wert.*³⁴

Das kunstvolle Exordium des ‘Hildebrandliedes’, von dessen Personen- vorstellung in der informativ sich steigernden Variation vorhin die Rede war, berichtet in seiner zweiten Hälfte mit vier Kurzversen den Bewaffnungsvorgang der beiden ‘Herausforderer’ – er besteht eigentlich aus dem Anlegen des Ringpanzers, der bei dieser kurzen Strecke dreimal variiert erscheint:

4b iro saro rihtun,
 5 garutun se iro guðhamun, gurtun sih iro suert ana,
 6 helidos, ubar ringa, do sie to dero hiltiu ritun.

saro, *guðhamo*, *ringa*³⁵ – drei Ausdrücke für die kostbare Schutzwaffe – als Angriffswaffe wird *pars pro toto* hier nur das Schwert genannt, weil es über das Panzerhemd gegürtet wird. Daß beide Duellanten zu Pferd aufeinander zureiten, wird im letzten gallopprig-holprigen Kurzvers (mit fünfsilbigem Auftakt) gesagt: *do sie to dero ° hiltiu ritun*. Dann beginnen die Reden: die beiden haben die Pferde angehalten, sie stehen voreinander oder halb nebeneinander, lassen sich Zeit . . . Die beiden Rüstungen haben also ein besonderes Gewicht in dem vorausweisenden Prolog – die weitere Bewaffnung wird hier außer den Schwertern³⁶ nicht genannt, obwohl sie dann ebenfalls ihre Rolle spielt: die Lanzen und Wurfspeere (v. 37 *ger*, v. 40 *sper*, v. 63 *ask*) und die Schilde, für die der Dichter im erzählenden Schlußrahmen ebenfalls drei variierte Ausdrücke bereit hat, welche sein technisches Können bei der Kampfschilderung beweisen. ‘Rituell’, wie neulich gesagt wurde, ist weder die (Beschreibung der) Bewaffnung am Anfang noch die Aufeinanderfolge der Kampfphasen am Schluß, wenn man unter ‘Ritus’ nicht die Zweiteilung des Waffenganges – zuerst mit dem Speer, dann beim Schwertkampf – versteht.

Allerdings sollte man nach den Beschreibungen bei Prokop annehmen, daß einer der beiden auf die Monomachie Versessenen schon wohlgerüstet vor der Front hin- und hergeritten sei und seine Aufforderung zum

Zweikampf ins feindliche Lager hineingerufen habe. Hat der Dichter des ‘Hildebrandliedes’ diese Logik übersehen? Kaum stellt er sich vor, aus welcher Perspektive auch immer, daß die ‘Herausforderung’ durch Hervortreten und Hinüberriesen eines Zweikampflüsteren erfolgt sei, welcher sich dann erst – wie sein Gegner, der sich durch Zuruf gemeldet hätte – das schwere Ringhemd angelegt und das Schwert angeschnallt hätte, um dann das Roß zu besteigen und von der Front wegzureiten auf die Schaubühne des Niemandlandes . . . Oder – was am wahrscheinlichsten ist – darf man die Bewaffnung als schon vor der ‘Herausforderung’ geschehen annehmen und die Bewaffnungsschilderung als Plusquamperfekt verstehen: ‘Sie hatten ihre Panzerhemden angelegt, ihre Kampfrüstung angezogen und darüber ihre Schwerter gegürtet, als sie (= bevor sie) zum Duell (ins Niemandland hinaus) ritten.’ Auch die Bewaffnung ist in diesem Vorspiel, wie gesagt, nur ‘verengt’ beschrieben: Schild, Lanze (*ger*) (und die Wurfspere [*ask-*]) werden hier überhaupt nicht erwähnt (wie – allerdings formelhaft³⁷ – im ‘Ludwigslied’, wo das Schwert des Königs nicht vorkommt: v. 42 *Tho nam her skild indi sper, Ellianlichō reit her!*). Speer und Schild werden im ‘Hildebrandlied’ erst am Ende in Aktion gezeigt. Hier, im Prolog, kommt es also hauptsächlich darauf an, die Rüstungen variierend herauszustellen. Die hier einmal genannte Angriffswaffe, das Schwert, wird dann auch beim Kampf eine Hauptrolle spielen: zuerst in zweifacher Vorhersage bei der *wewurt*-Klage Hildebrands, daß ihn nun sein eigener Sohn (oder er ihn) erschlagen wird (v. 53f. *Nu scal mih suasat chind suertu hauwan, / breton mit sinu billiu . . .*), dann in dreifacher verbaler Variation beim Zerschlagen der Schilde am Schluß des Fragments v. 65 *chlubun / v. 66 heuwun / v. 68 giwigan miti wabnum*.

Der Schluß erinnert an die dramatische Szene von Tejas letzter Schlacht, bei der er – allein vor der Front “den Schild vor der Brust und den Speer hoch erhoben” – viele Stunden lang seine Kampf-Kunst beim Auffangen der gegnerischen Wurfgeschosse bewies (v. 64 *dat in dem sciltim stont!*): sobald sein S c h i l d vom Gewicht der aufgespießten Speere zu schwer wurde, wechselte ihn blitzschnell ein hinter ihm stehender Getreuer aus, und in einem dieser ungedeckten Augenblicke erteilte den König der Tod . . . (IV, 35; S. 489/491). Bei der Monomachie zwischen Hildebrand und Hadubrand waren keine Diener zum Schildwechsel vorhanden – man muß mit dem Schwert weiterkämpfen.

Wir brauchen nicht anzunehmen, daß die Kämpfer zum Schwertkampf absitzen mußten. Die von Prokop geschilderten ‘Monomachien im Niemandland’ werden alle zu Pferd ausgefochten. Der Augenblick des Absteigens wäre gefährlich gewesen – und wer hätte denn die Pferde halten sollen? (vgl. etwa ‘Biterolf’ 11918f.). Der Schwertkampf zwischen Witege und den Etzelsöhnen findet – um ein Beispiel zu nennen – in der ‘Rabenschlacht’ ebenfalls zu Roß statt: 421 *daz swert ze beiden handen / nemen er (Orte) began. / zesamme si geranden*. (vgl. ‘Hildebrandlied’ v. 65!)

/ *zwei uz erweltiu kastelan / mit nide si do twungen. / si sluogen uf die helme dazs erlungen. 423 si triben einander umbe . . .*

Bei dem Schwertkampf im ‘Hildebrandlied’ werden die Schilde (die Ersatzschilde?) bis auf die Schildfesseln zerhauen – sie schützen die Rüstung nicht mehr, nur die Rüstung schützt noch die Träger: wie schartig werden die kostbaren Stücke dabei? Das erfahren wir nicht. Auch hier ist der Schild wohl doch nur Schutzwaffe, keine Angriffswaffe, wie manchmal behauptet wird.

Der S c h i l d ist keine Angriffswaffe – wie auch immer *chludon* nach Parallelformeln interpretiert oder ebenfalls nach Parallelen emendiert wird: falls (wie wir – mit Vorbehalt – hier nicht annehmen)³⁸ als ‘laut tönen machen’ oder als *chlubon* ‘spalten’, so ist die Zerstörung der Schilde, die am Schluß konstatiert wird, doch durch die Schwerter herbeigeführt worden (*giwigan miti w a b n u m*), nicht durch die Schildbuckel! Neben seiner Schutzfunktion, so zuletzt Hüpper-Dröge,³⁹ käme in der jüngeren römischen Kaiserzeit dem Schild auch die Funktion der Angriffswaffe, und zwar überwiegend als Stich- und Stoßwaffe (Hüpper-Dröge, Abb. 8a/8b), seltener auch als Parierwaffe (Abb. 8c) Bedeutung zu. Dies wird aus dem spießförmigen Aufsatz des metallenen Schildbuckels zu jener Zeit geschlossen. “Stangenbuckel” finden sich in der jüngeren römischen Kaiserzeit besonders im ostgermanischen Gebiet⁴⁰ und auch in der Völkerwanderungszeit gibt es Schildbuckelausformungen mit lang ausgezogener Spitze.⁴¹ Es fragt sich jedoch, wieweit diese Voraussetzungen noch für das gotische Heer in Italien nach Theoderich (oder selbst schon zu Theoderichs Zeiten in Italien) gelten, bzw. dann noch für die Langobarden in Italien: zumindest in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts muß es doch zu einem Angleich an die byzantinische Kriegsführung gekommen sein – und folglich an die Technik derselben, wobei auch an die Zentren der Waffenherstellung in Italien zu denken wäre. Wo wurden die Schilde für das gotische Heer, wo die kostbaren Kettenhemden angefertigt? Natürlich bei den bekannten Heereslieferanten des besetzten Italien. Die altgermanische Formelsprache beschreibt solche Waffen-Innovationen nicht. Sie bleibt notgedrungen beim Alten, Allgemeinen. Von einem Gebrauch des Schildes als Angriffswaffe ist weder hier noch sonst in der germanischen Heldenepik m.W. die Rede. Genausowenig wie in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung des 6. Jahrhunderts (oder sonst, soweit mir bekannt).⁴²

Und um den Besitz der Rüstung geht es, von Anfang an – das drückt der Alte zweimal in seiner langen Rede überdeutlich aus: Er spricht mit der Verzweiflung desjenigen, der nach einem langen Wanderleben, dessen vielen Gefahren er getrotzt hat, nun bei seinem (vielleicht letzten) vom Zaun gebrochenen lebensgefährlichen Abenteuer unerwartet dem eigenen Sohn gegenübersteht, in einer Lage, die kein Ausweichen duldet. Hadubrand kann und will nicht an die Vaterschaft des Alten glauben. Er kann den Kampfplatz nicht verlassen, ohne seiner Kriegerehre verlustig zu gehen. Entweder

sterben oder siegen – dies ist die selbstgewählte Devise solcher Provokatoren (er braucht sie nicht auszusprechen) – und Zeichen des Sieges sind dann die *spolia*, ist die Rüstung des Gegners, als Trophäe. (Es wäre der Kopf, wäre er der Anführer der Feinde gewesen . . .)⁴³ Für Hildebrand gilt zwar ähnliches, doch ist er der ältere, erfahrenere Kämpfer – und deshalb wohl auch bei seiner Truppe bekannter und angesehener. Der Junge ist *arbo laos*, ohne Besitztümer; seine Rüstung (so darf das Publikum schließen) wird nicht von erster Qualität gewesen sein; er erwähnt seinen Status als armer Adeliger⁴⁴ – nicht ohne Trotz dem reichen Alten gegenüber, der mit einem glänzenden Ringpanzer auftritt –, und Hadubrand (dem wir die vv. 46–48 zuschreiben, vgl. Anm. 1) kann nicht umhin, dies auch spöttisch zu erwähnen: *wela gisihu ih in dinem hrustim / dat du habes heme herron goten . . .* “dein reicher und freigebiger Fürst/Gefolgschaftsherr/δεσπότης hat dich mit einer erstklassigen Rüstung ausgestattet – so sieht kein Landstörzer aus!” (Man meint, einen Reflex dieser Worte im ‘Jüngeren Hildebrandlied’ wiederzuerkennen, wo Alebrant, sobald er Hildebrand sieht, geblendet wird von dem Glanz der Rüstung des Alten, was auch ihm aus anderen Gründen widersinnig erscheint: Str. 6 *Du fürest din harnesch luter und clar recht wie du sist eins küniges kint, / du wilt mich jungen helden mit gesehenden ougen machen blint. / du soltest da heimen bliben und haben gut husgemach . . .*⁴⁵

Auch in der historisch-prokopischen Schicht, die wir hier immer wieder heranziehen, wird dieses Moment bestätigt: Totila selbst erscheint in einer goldglänzenden Pracht- und Feiertagsrüstung “im Raum zwischen zwei Heeren” (da der Nachschub auf sich warten ließ). Zuvor hatte auf demselben Schauplatz die *Monomachia* zwischen Kokkas (einem römischen Überläufer aus dem gotischen Heer) und einem Doryphoren des Narses, dem Armenier Anzalas, stattgefunden (s.o.). “Nun ritt Totila allein in den Raum zwischen beiden Heeren hinein, nicht aber um einen Einzelkampf zu bestehen, sondern um (. . .) Zeit zu gewinnen (. . .). Aus diesem Grunde tat er folgendes: Zuerst wollte er den Gegnern beweisen, was für ein Mann er sei. Er hatte darum eine ganz von Gold blitzende Rüstung angelegt (. . .) Dabei führte er, auf einem prächtigen Rosse reitend, im Raume zwischen den beiden Heeren kunstvoll das Waffenspiel vor (. . .)” (a.a.O., S. 956ff.). Zum Kampf wechselt Totila dann die Rüstung.

Der “reiche Alte” aus dem Osten kämpft im ‘Hildebrandlied’ nicht um der *rauba* willen – trägt er doch um den Arm noch kostbare Goldbauge, die zeigen, daß er aus reiner Kampfeslust, nicht aus Beutegier, hier steht. Die *armillae* sind, wie der Sänger berichtet, aus dem besten hochkarätigen Gold der kaiserlichen Münze gefertigt (v. 34a *cheisuringu gitan*) und ein Geschenk Attilas (v. 34b *so imo se der chuninc gap, / Huneo truhtin . . .*) – sie stammen also teilweise aus der Dietrichsagenschicht,⁴⁶ sonst hätte sie der alte Hildebrand wohl doch nicht zur *monomachia* mitgenommen, wo sie bei einer eventuellen Niederlage dem Gegner in die Hände fallen würden

– oder ist ihm das gleich, da er ja keinen Erben hat; doch wahrscheinlich rechnet er überhaupt nicht mit einer solchen Möglichkeit.

Dabei sei wiederum an einen Fall aus der historisch-prokopischen Realität erinnert. Bei Totilas Belagerung von Rom unternahmen die Goten verlustreiche Angriffe auf die Mauern und einmal zogen ihnen die “Römer” zum Kampf entgegen, und ein Zufall wollte es, daß der Bannerträger (σημεῖον ψέρων) des Königs “tödlich getroffen vom Pferde stürzte und dabei auch die Fahne zu Boden fiel (III, 24). Sogleich stürmten die Römer, die in den vordersten Reihen kämpften, heran, um sich des Feldzeichens und des Toten (!) zu bemächtigen.” (So ähnlich wird man sich auch das Hereinholen der bei den ‘Einzelkämpfen zwischen den Fronten’ Getöteten vorzustellen haben:) “Doch die mutigsten unter den Barbaren kamen ihnen zuvor; sie rissen das Feldzeichen an sich, schlugen außerdem den linken Arm des Toten (τοῦ νεκροῦ χεῖρα τὴν λαίαν) ab und brachten beides in Sicherheit. Der Gefallene trug nämlich an diesem Arme ein kostbares goldenes Geschmeide (ψέλλιον γὰρ χρυσοῦν ἐπὶ ταύτης ὁ πεπτωκὼς ψορῶν ἔτυχε) und der Schande, daß sich die Feinde später damit brüsten möchten, wollten die Goten entgehen.” Es ist möglich, daß es sich hier – wie bei Hildebrand? – um ein *donum militare*, um eine soldatische Auszeichnung handelte, die, aus Goldmünze angefertigt, einen bestimmten, hohen Wert hatte.⁴⁷

Auch hier wieder die Umständlichkeit des Erzählers, der eine Hürde nimmt, denn er braucht die Geste der Ringgabe des Alten, weil dieser den Sohn *in extremis* vom Kampf abhalten möchte, ohne daß beide vor versammelter Mannschaft ihr Ansehen verlören – und ohne daß der Jüngere (vorläufig wenigstens) seines schon durch seinen Wagemut verdienten Kampfprieses verlustig ginge. Hildebrand bietet dem Gegner also in reinem Gold den Wert der eigenen Rüstung, indem er die *Goldtorques* (auf die Lanzenspitze steckt und sie) ihm hinreicht: “Wir wollen nicht kämpfen (denn wir sind Verwandte) – ich gebe dir den Gegenwert meiner Rüstung, die du ja erobern wolltest (v. 35) *bi huldi*, um des Friedens willen zwischen uns beiden.” So sollte die Gabe verstanden werden. Die Geste (die Hildebrand *selbst* vielleicht zur Bekräftigung mit dem germanischen Rechtssprichwort [v. 37f.] unterstützt) sollte für die Zuschauer hüben und drüben bedeuten: “Du hättest ohnedies gewonnen – nimm den Wert der Beute auf diese Weise von mir entgegen – ich gebe sie dir *bi huldi*, aus (Sippen-)Freundschaft; später werden wir uns näher damit befassen. Jetzt such dir einen anderen Gegner, wenn du willst. Ich ziehe mich zurück – man kann von mir denken, was man will.” Damit ist Hildebrand bis zur äußersten Grenze seines Mannesstolzes gegangen – was sein Ansehen vor der Kriegerwelt betrifft. Doch der Junge geht nicht auf das Angebot ein – was weiß er von dem Wert dieser Bauge, von dem nur uns der Dichter in diesem einen kurzen epischen Mittelstück berichtet!

Diese ψέλλια, die *armillae* Hildebrands, waren von besonderem Wert,

wie der Dichter betont: *cheisuringu gitan*. Hier vermengt sich die Geste der Heldensage (die wir von der – verwandten – ‘heroischen’ Großzügigkeit Hagens beim Bezahlen des Fährmanns im ‘Nibelungenlied’ her am besten kennen) mit den archäologischen und realhistorischen Gegebenheiten in der Perspektive unseres Urteils: man kann nach dem Gewicht der *torques* auf die Anzahl der Münzen, die dazu verarbeitet wurden, schließen – und daraus die Kaufkraft ungefähr ermitteln⁴⁸ oder aber – wie Norbert Wagner⁴⁹ vorschlägt – an ein Riesenmedaillon denken, das, mit dem Kaiserbild versehen, als pfundschweres Geschenk von byzantinischer Seite vergeben wurde – um, wie in unserem Falle, dann umgeschmolzen zu werden, ein Verfahren, das mir jedoch kaum plausibel erscheint.⁵⁰

Dürfen wir die realistische Perspektive des Liedes soweit beanspruchen, daß wir das Publikum danach fragen lassen, was denn Hildebrand mit den abgelehnten Goldbaugen macht? Er wird keine Zeit gehabt haben, sie wieder an den Arm zu winden. Also: in die Satteltasche!

Aus Prokop (III, 1) wollen wir dazu noch die Geschichte des byzantinischen Finanzministers (Logotheten) Alexander zitieren, der das Heer und den Ruf des Kaisers ruinierte, weil er den Soldaten den Sold verkürzte und in Italien dann falsche Steuerlisten aufstellte: er wurde “Kneifzange” genannt, weil er die Goldmünzen durch ein dazu geeignetes Instrument ringförmig beschneiden ließ und also verkleinerte, ohne daß sie ihre frühere Rundung und ihre Kaufkraft einbüßten. Die ‘heldischen Goldbauge’ waren solchen Kneifzangen nicht ausgesetzt!

Sie wurden dem Hadubrand – wie von Reiter zu Reiter üblich⁵¹ – an der Speerspitze hingestreckt. Er streckt seinen eigenen Speer nicht danach aus und läßt sein Auge nicht vom Gegner auf die Gabe abirren – hätte er es getan, so wähnt er, dann hätte dieser seine Waffe gesenkt und heimtückisch zugestochen oder sie nach ihm geschleudert⁵² – und diesen Argwohn kleidet er in höhnische Worte, zu denen (wenn nicht Hildebrand selbst es ausspricht!) auch das “Rechtssprichwort” (v. 37f.) *mit geru scal man geba infahan, / ort widar orte* gehört – es ist ironisch gemeint –, und weitere Beleidigungen rasseln dem ‘alten Hunnen’ auf gotisch ins Gesicht: (v. 39–41) “Heimtückischer alter Lügner – du bist nicht der, für den du dich ausgibst”, etc. Damit ist nun die persönliche Kriegerehre Hildebrands angegriffen – und nun muß er kämpfen – um die heldische Selbstachtung.

Hier und nicht im Haudegenium liegt das “Heldische”. Der Vergleich mit Ruedeger drängt sich auf, der sich in einem ähnlichen Dilemma befindet und darüber reflektiert. Hildebrand spricht nicht über die Möglichkeit eines “Entweder-oder”, er bemitleidet sich auch nicht als *gotes armer* o.ä. – er stellt nur fest: *wewurt skihit*. Wir werden darauf zurückkommen. Und in seiner folgenden, letzten Rede kehrt er – den Ansatz zum Elegischen (v. 49–54: zu wem gesprochen?) überwindend – auf die Gier des jungen Kriegers nach dem Besitz seiner Rüstung zurück (vielleicht doch, um seinen Entschluß zu stärken) – nicht ohne Spitze: “Da das nun so ist, da es nun

die τύχη will”,⁵³ sagt er, “daß nach meinem langen Kriegerleben in der Fremde, wo mir nichts passiert ist, daß mich nun in der Heimat mein eigenes einziges Kind erschlagen muß (oder umgekehrt) – nun also (zum Sohn gewandt) – wenn deine Kraft und dein Mut dazu überhaupt ausreichen, dann kannst du ja jetzt mit Leichtigkeit – (v. 55f. *doh maht du nu aodlihho, ibu dir din ellen taoc, / in sus heremo man hrusti giwinnan*) einem so alten Mann die Rüstung beim Kampf abnehmen (nachdem du ihn getötet haben wirst), v. 57a *rauba birahanen*, den Panzer erbeuten – wenn allerdings du zum Besitz dann überhaupt ein Recht besitztest” (v. 57b *ibu du dar enic reht habes*). Dieser kalte Hohn am Schluß greift also in die Rechtssphäre hinüber. Wir haben diese Schicht anderswo bereits zur Interpretation des ‘Hildebrandliedes’ als *casus* betrachtet und beschränken uns hier darauf, auch diese Bemerkung des Vaters seiner sich steigernden Wut über das Unabänderliche, dem er sich zu fügen hat, zuzurechnen, in dem Sinne: “Man wird hinterher feststellen, daß du deinen eigenen Vater erschlagen hast – und dann hast du nach dem Gesetz (ob gotisch oder andersstämmig!) gar kein Recht auf dieses ‘Erbstück’ . . .” Oder aber: “Dein ‘Herr’ wird bei der Verteilung der Kriegsbeute meine kostbare *lorica* ohnehin für sich beanspruchen . . .” Also: “Deine Kampflust ist sinnlos, weil sie nur auf die Beute gerichtet ist und dich blind macht für andere Überlegungen.” Die Rede Hildebrands geht weiter (ob unterbrochen von den vielleicht deplazierten Versen 46–48 oder nicht, spielt kaum eine Rolle) – und in seinen letzten Worten faßt der Vater nochmals – und wieder in fast pedantischer Deiktik doppelt – die (aus seiner Sicht) sinnlose Gier des Jungen nach der Rüstung des Besiegten zusammen: “Der wäre ja wirklich der Feigste der Ostler, der nun (da es nach deinen gezielten Beleidigungen so weit gekommen ist), dir den Kampf verweigerte (wie ich, der ich mich zuvor loskaufen wollte, aus Gründen, die du nicht anerkennen willst . . .). Nun, da du so versessen auf den Zweikampf (sprich: auf meine Rüstung! Vielleicht auch auf meine hunnischen Bauge?) bist – nimm also diese einmalige Gelegenheit wahr, laß sie dir nicht entgehen! Man wird ja dann sehen – wer (von uns beiden) heute sich dieser (beiden) Rüstungen rühmen – das heißt also: diese beiden Brünnen besitzen wird (v. 62 *erdo desero brunnono bedero waltan*).” Mit diesem doppelten *statement*, verbunden durch ein nicht disjunktives, sondern explikatives *erdo* im Sinne von ‘beziehungsweise’ (*erdo* = *eddo* ist hier das *vel*, das wir aus Glossenübersetzungen kennen, wo Synonyme so verbunden werden), sind wir anscheinend wieder in dem Gebiet jener Umständlichkeit des Ausdrucks, die so seltsam absticht von der sonst schmucklosen einfachen Redeweise, die sich höchstens die Variation erlaubt.⁵⁴ Und dies jedoch in besonders kunstvoller Weise, wie wir beim Exordium beobachteten und in Bezug auf die fragmentarisch erhaltene Kampfschilderung am Schluß schon anvisierten, auf die wir gleich noch zurückkommen. Der letzte Vers (62) von Hildebrands letzter Rede variiert den vorhergehenden in nur schein-

barer Redundanz: Objekt der Aussage ist der Besitz zweier Panzerhemden. Mitgemeint ist die Frage: Wozu dienen sie eigentlich dem Sieger im Zweikampf? Sie sind unnütz: er kann sich zwar ihrer 'rühmen' (v. 61 *hruomen*), der Junge kann (im Klartext) die kostbare Rüstung des Alten zwar wie einen Fußballpokal herumzeigen – doch kann er ja nicht beide Rüstungen zugleich (übereinander) tragen (v. 62 *bedero waltan*): er wird einen der Panzer also verkaufen, wohl seinen eigenen, schäbigen – und so ist das Resultat dann ein Geschäft, an dem er wahrscheinlich weniger verdient als an den 'hunnischen' Goldbaugen, die er hochfahrend-beleidigend zuvor abgelehnt hatte. Wir kommen gleich darauf zurück.

Doch nochmals zu den letzten Versen, der Kampfbeschreibung. Sie ist gekonnt, doch schablonenhaft: 'Zuerst ließen sie in scharfen Schauern die Eschenspeere dahinfliegen – das (alles) blieb in den Schilden (aufgespießt) stecken. Dann ritten sie aufeinander los, sie zersplitterten die Schilde mit den bunten Rändern, sie zerhieben grimmig die Schilde bis auf das weiße Holz, bis ihnen auch dieses Lindenholz gering wurde, zerkämpft von den Schwertern.' Der Kampf im 'Hildebrandlied' zeigt in den wenigen Versen keine besonderen Allüren, keine Geschicklichkeitsbeweise oder in diesem Rahmen gar ein besonders "heldenhaftes" Kraftmeiertum – alles wickelt sich in formelhafter Aufeinanderfolge ab. Wäre – das ist die Frage – am Schluß noch ein heimtückischer Schlag von seiten des Jungen (wie in Versionen der idg. Wanderfabel) erfolgt, der dann den Alten zum Töten des Sohnes gezwungen (und vollends dazu 'berechtigt') hätte?⁵⁵ Das alte Problem!

In diesen Vater-Sohn-Kämpfen ist die letzte Phase das Ringen, das im germanischen Bereich (u.a.) schon wegen der Rüstung unüblich ist. Man vergleiche jedoch die Zweikampfschilderung im 'Walberan' zwischen Wolfhart und Schiltunc, die auch sonst in Einzelzügen an das 'Hildebrandlied' erinnert:

- 1035 *Wolfhart wart ertobet zehant.
er sluoc Schiltunge von der hant
den schilt ze kleinen stücken gar.
do des Schiltunc wart gewar,
in schirmslac er do gevienc,*
- 1040 *Wolfharte er underz swert gienc:
sin swert warf er uz der hant,
er umbevie den wigant,
mit kraft er in umbesloz;
siner manheit wenic er genoz:
er truoc in gewalticlichen
für den künece richen.*

Wäre also in dem nun fehlenden Schluß des alten 'Hildebrandliedes' (das 'Jüngere Hildebrandlied' geht ja, dem Geist der Zeit entsprechend, versöhnlich aus) ein heimtückischer Streich von seiten Hadubrands erfolgt,

der den Alten vollends in die seine Handlungsweise weiter schürende Rage versetzt hätte, die ihn (wiederum nach den Gesetzen seiner Kriegerehre) gezwungen hätte, ein Ende zu machen und ernsthaft zuzuschlagen? Hinwiederum ist zu bedenken, daß es bei solchen 'prokopianischen' Einzelkämpfen im Niemandsland wirklich nur darauf ankam, den Gegner zu töten – es gab da keine Regeln wie beim Ordal (dem gerichtlichen [!] Zweikampf) oder später beim Turnier.

Wir zitieren, um ein Bild davon zu geben, was Prokop bei dem Bericht solcher Ereignisse als besonders merkwürdig und also berichtenswert erschien, einen solchen Zweikampf zwischen den Fronten ganz:

Als sich beide Heere auf ihrem Wege ziemlich nahe gekommen waren, sprengte ein Gote namens Valaris, hochgewachsen und von furchterregendem Aussehen, dazu ein kühner, kriegserfahrener Mann, von Kopf bis Fuß gepanzert, mitten in den Raum vor seinen Gefährten hinein und forderte mit lauter Stimme alle Römer auf, sich mit ihm im Zweikampf zu messen. Während sich alle anderen fürchteten und still verhielten, stellte sich Artabazes allein zum Kampf. Beide ritten aufeinander los und stießen aus nächster Nähe mit ihren Lanzen zu. Dabei kam Artabazes dem Valaris zuvor und traf ihn in die rechte Seite. Tödlich verwundet drohte der Barbar rücklings zu Boden zu stürzen, doch stieß das hintere Ende seines Speeres gegen einen Stein auf der Erde und hinderte so den Fall. Indessen versuchte Artabazes, da er die Verletzung noch nicht für tödlich hielt, seinen Speer immer tiefer in den Leib des Gegners zu treiben. So kam es, daß sich Valaris' eiserne Lanzenspitze fast senkrecht in Artabazes' Panzer bohrte, diesen allmählich ganz und gar durchdrang und weitergleitend schließlich die Haut an seinem Hals ritzte. Und, wie es der Zufall wollte, durchschnitt das Eisen dort eine Schlagader und verursachte sogleich eine starke Blutung. Artabazes spürte jedoch keinerlei Schmerz, sondern ritt zum römischen Heere zurück, während Valaris tot am Platze niedersank. Da sich das Blut nicht mehr stillen ließ, starb Artabazes am dritten Tage danach. Sein Tod zerstörte alle Siegeshoffnungen der Römer, nachdem ihre Sache schon in dem Augenblick, da er bei diesem Zusammenstoß kampfunfähig geworden war, einen schweren Schlag erlitten hatte."⁵⁶

Der Tod des Gegners konnte also unter gewissen Umständen als böses Omen aufgefaßt werden (vgl. auch Prokop IV, 31), doch wurde der "Einzelkampf zwischen den Heeren" nicht deshalb oder gar als "Vorentscheid" geführt – es geht darum, die persönliche Kühnheit zu zeigen . . . und Ruhm zu erwerben (auch Geschenke des Feldherrn, vgl. etwa Prokop IV, 31 und oben Anm. 51). Doch ist wiederum der Dichter des 'Hildebrandliedes' kein anekdotenfreudiger Geschichtsschreiber – wir wissen nicht genau, welche Regeln er bei seiner Umstilisierung der "μονομαχία im Niemandsland" in die Formelsprache des germanischen Heldenliedes zu befolgen hatte, zu befolgen in der Lage war.

Aber auch in dem Milieu der germanischen Heldendichtung gibt es Merkwürdiges, freilich anderer Art: es gibt Waffenzauber und Wunderwaffen – wie aus der archäologischen Wirklichkeit⁵⁷ ebenfalls erkennbar: Schwerter haben Namen, die berühmt sind (Mimming, Balmunc, Durendart . . .). Weil sie bzw. ihre Klängen von Schmieden Wielandischer Art hergestellt wurden und weil sie berühmten Helden zugehören, die damit ihre Wundertaten noch im 'Rolandslied' und später verrichten. Solche Waffen

haben Hildebrand und Hadubrand hier nicht: Bei den Waffen ist kein Wunderschwert mit Namen – wie später in den Fabeleien um Dietrich, in die ja dann auch der alte *wise Hil(te)brant* verwickelt ist. Nur in der ‘Thidrekssaga’⁵⁸ hat Hildebrands Schwert einen Namen: es heißt einmal Lagulf.

Das alte ‘Hildebrandlied’ bleibt eigentümlich schmucklos in den Dialogen und in ihrem erzählenden knappen Rahmen; diese Nüchternheit wird noch gesteigert durch die Beziehungspunkte materiellen Besitzes und rechtlichen Charakters, die wir immer noch nicht befriedigend deuten können. Dazu gehört das von mir seinerzeit besprochene v. 22 *arbo laosa*; dazu gehört v. 24 *friuntlaos* ‘ohne Verwandte und Eidhelfer, ohne Freunde’, v. 32 *dinc gileiton* (?), v. 35 *bi huldi* (?), v. 37f. *mit geru scal man geba infahan, / ort widar orte* – v. 57 *ibu du dar enic reht habes* (‘blutige Hand nimmt kein Erbe’?).

Außer dem Zielwert der Rüstung wird im ‘Hildebrandlied’ keinem persönlichen Verhältnis der Kämpfer zu ihren Schutz- und Angriffswaffen Ausdruck gegeben, wie dagegen etwa im ‘Jüngeren Hildebrandlied’, wo der Alte sich nicht von Schild und Rüstung trennen will, die ihm der junge Alebrant als Sicherheit abverlangt: Str. 9 *Min harnesch und min grüner schilt die hant mich dick ernert . . .* (‘Oft haben mir meine Rüstung und mein grüner Schild das Leben gerettet – die gebe ich nicht so schnell weg!’). Wir vergleichen dazu noch den in vielem motivverwandten lat. ‘Waltharius’ mit dem ags. ‘Waldere’,⁵⁹ wo ein fast zärtliches Verhältnis zum Schild – ein Dulder, der für seinen Besitzer gelitten hat (‘Waltharius’, v. 610) – und zur Rüstung, dem Erbesitz vom Vater her (II, v. 18 *Ælfheres laf*), aufscheint: sie hat sich niemals untreu gegen ihren Träger erwiesen, wie dagegen jene früheren Freunde, die den Helden schmäählich angriffen: “*sie* wird mich nicht verraten”, sagt Waldere, “wenn mir wieder Verwandte, die diesen Namen nicht verdienen, *unmægas* also, feindlich gegenüberreten – sie sitzt mir fest auf den Schultern . . .” Der Panzer Hadubrands ist dagegen nicht der väterliche Erbesitz, er stammt nicht aus der Rüstkammer des Alten, denn Hildebrand hat seinen einzigen Sohn und Erben ja *arbo laos*, wie dieser bei seiner Vorstellung betont, zurückgelassen – das väterliche Vermögen hat er unter Odoaker verloren: Hadubrands Rüstung ist schäbig (so nehmen wir an), während die zu erbeutende Vatterrüstung (die ihm dann als Vatererbe gerade nicht gehören darf, weil er ja den Vater töten müßte, um sie zu besitzen . . .), während das glänzende Ringhemd des Alten von erster Qualität ist. Hadubrand betont es höhnisch – die wertvolle Rüstung seines Gegners ist ein Zeichen dafür, daß dieser Alte nicht der von Kriegsschauplatz zu Kriegsschauplatz ziehende Recke ist, den er aus Berichten “vom Osten her” kennt . . . was der Alte ihm dann in seiner Lebensübersicht (v. 49–62) bestätigt. Der tragische Schluß des ‘Hildebrandliedes’ hat möglicherweise nicht nur den Tod des Jungen durch die Hand des Vaters beinhaltet, sondern zuerst auch den “niederträchtigen”

Schlag des Jungen aus der Wanderfabeltradition verwendet, jedoch vielleicht in einer Form, die mit der Gier nach dem Besitz der väterlichen Rüstung zusammenstimmt. Wenn diese Perspektive richtig ist, so wird nach der inneren Logik des Liedes der junge Hadubrand bei seiner Kampfwut gerade das Stück vernichten, woran ihm am meisten, ja überhaupt gelegen war – nämlich den glänzenden Panzer des Gegners. Von diesem Zug hat die (wie das ‘Jüngere Lied’ enger mit der idg. Wanderfabel verwandte) Version, welche die ‘Thidrekssaga’ vom Vater-Sohn-Kampf gibt, vielleicht einen Abglanz behalten. Nach mehrmaligem Waffengang wollen die beiden trotzdem einander ihren Namen nicht bekennen: “Wieder drangen sie hart aufeinander ein. Der Alte rückte dem Jungen nahe zuleibe und hieb ganz gewaltig. Er versetzte ihm einen so mächtigen Schlag auf den Schenkel, daß die Brünne entzwei ging und Alibrand eine tiefe Wunde bekam, so daß er sein Bein beinah nicht mehr gebrauchen konnte. Da sprach er: “Schau hier mein Schwert! Ich liefere es dir aus; denn nun kann ich dir nicht länger widerstehen.” . . . Der Alte stellte seinen Schild ab, streckte die Hand nach dem Schwert aus und wollte es nehmen. Da hieb Alibrand heimlich nach ihm und wollte ihm die Hand abhauen. Blitzschnell zuckte der Alte den Schild hoch und sagte: “Diesen Schlag wird dich dein Weib gelehrt haben, nicht dein Vater.” Dann drang er so heftig auf Alibrand ein, daß dieser hinfiel und der Alte auf ihn zu liegen kam. Hildibrand setzte ihm nun das Schwert auf die Brust (. . .).”⁶⁰

So könnte – jedoch ungleich knapper – der Schluß des alten ‘Hildebrandliedes’ gelautet haben: der Junge schlägt selbst die von ihm als Beutestück ersehnte Brünne (mit welchem “niederträchtigen” Hieb?) entzwei – so daß der Alte über ihn fällt und ihn so mit seinem Schwert durchbohrt. Hadubrand wird die ‘beiden Brünnen’ nicht besitzen. Die *wewurt* ist geschehen.

Der Dichter des ‘Waltharius’ frivolisiert das (ohnedies untragische und fiktionale) Ende seines Heldengedichtes (im Sinne der klösterlichen Unterhaltungselektüre) auf die Gier der Helden nach den hunnischen Goldbaugen hin als Warnung vor der *avaritia* in der bekannten Weise: v. 1401 *Postquam finis adest, insignia quemque notabant . . .* ‘[es] zierte jeden ein Ehrenzeichen: da lagen am Boden König Gunthers Fuß, Walthers Rechte und Hagens zuckendes Auge. So, ja so verteilten sie die hunnischen Spangen’. (Auch Walther hatte zuvor, dem Hagen mit dem Speer den Schild durchschlagend, ein Stück von seinem Panzer abgerissen bis auf die Haut – ‘er war ja in schimmernder Wehr’: v. 1357 . . . *aliquantum / Loricae ac magno modicum de corpore stringit; / Denique praecipuis praecinctus fulserat armis* – frei nach Virgil, Aen. 11,769 *fulgebat in armis*.)⁶¹ Der Glanz der Waffen und besonders der Rüstung spielt ja – wir sagten es – nicht nur in der späten aventiurehaften Dietrichdichtung eine große Rolle – man denke nur an die Aufmärsche im ‘Walberan’.

Eine Beschreibung der Rüstung, des Goldschmucks auf Panzerkleid oder Helm etwa, ist im alten Lied nur angedeutet: Es ist typisch für den nüchternen Stil, daß von dem Wert des Hildebrand-Panzers nur indirekt in den Spott-Worten des beutelüsternen Jungen die Rede ist, von seiner Kostbarkeit, welche dieser mit den Augen wahrnimmt: v. 46 *wela gisihu ih in dinem hrustim* . . . Und dann auch – wenn man meiner Interpretation Glauben schenkt – bei der Gold-Lösegabe Hildebrands, der durch die *armillae* aus imperialer Münze diese Beute ablösen will, um den Kampf zu vermeiden (v. 33ff.). Der blendende Glanz der Hildebrand-Rüstung wird – wir sahen es – im Jüngerem Lied dann hyperbolisch hervorgehoben, und Alebrant spricht voll Erstaunen und Neid davon.

Von Schuld und Trauer ist (und wird) verbatim nicht die Rede (sein) – letztere wird dem sterbenden Hildebrand bei der Kontemplation seiner “geschilderten” Heldentaten in der nordischen Saga des 14. Jahrhunderts⁶² überlassen, worauf die achtzig von ihm besiegten Toten abgebildet sind – darunter auch sein Sohn und Erbe: *óviliandi / aldrs syniaðak* – ‘ohne es zu wollen’, sagt kurz Hildebrand, ‘habe ich ihm sein Leben genommen’.

Was heißt *óviliandi* ‘ohne es zu wollen’: “ohne ihn wirklich töten zu wollen, aus Versehen” oder “mein Wille wurde durch die Zwangslage ausgeschaltet, ich wollte es nicht, sondern ich mußte”?

Nun müßten wir noch weiterfragen: Ist das ‘Hildebrandlied’ wirklich ein Heldenlied? Warum ist Hildebrand ein “Held”? Ist er ein typisch “germanischer” Held? Die Antwort darauf sollte nach der Definition des “Heldischen” erfolgen, die immer wieder gegeben werden muß (müßte), wenn dieses Thema behandelt wird. Hier wird von keiner kämpferischen Großtat berichtet, keine Gefahren werden überwunden, keine großen oder vielen Feinde durch Muskelkraft oder Kampftüchtigkeit besiegt, kein besonderer Mut gezeigt – außer dem des gladiatorenartigen ‘Herausforderns’ im prokopianischen Sinne, d.h. auch in dem Sinne des vergangenen Reckenlebens Hildebrands unter dem Motto v. 27b *imo was eo fehta ti leop*, wie es als Entschuldigung (?), bei der Charakterisierung des Vaters in der Identifikationsrede des Jungen heißt: eine Lebenshaltung, die von Hildebrand dann bei seiner eigenen Lebensschilderung bestätigt wird. Von Heldenethos ist hier keine Spur – außer man versieht die Herrentreue, die Hildebrand veranlaßt hatte, dem Dietrich ins Exil zu folgen, mit solcher Bewertung. (Doch verläßt er dann Dietrich wieder, wenn unsere Interpretation richtig ist.) Er wurde immer in die erste Linie gestellt – Heldenmut, von den Oberen anerkannt und mit seinem Namen in der Welt der ‘Recken’ rühmend verbunden, doch kein Heldenethos. Brian Murdoch, der letzte (im chronologischen Sinne), der sich mit dem “Germanic Hero” (der irische etwa ist ganz anders!) beschäftigt hat, rechnet Hildebrand in dem Kapitel “Coping with Necessity” neben Gunnarr und Völunðr zu den Pflicht-Helden (nach seiner Auffassung gehört zu diesen auch Byrhtnoð): Sie kämpfen nicht um des Ruhmes willen und bleiben letzten Endes Sieger,

weil sie sich ihrer Pflicht nicht entziehen wollen. Dies setzt bei Hildebrand voraus, daß er hier zum "Vorentscheid" oder sogar "stellvertretend" für Dietrich und sein Heer kämpft. Daß diese Interpretation des Vater-Sohn-Kampfes im Rahmen der Dietrich-Sage nicht stimmen kann, meinen wir aber beweisen zu können.⁶³ Es bleibt für die ethische Erhöhung⁶⁴ des "Helden" Hildebrand hier nur das Gesetz der unantastbaren adligen Mannesehre, die keine Beleidigung (selbst von dem nächsten Verwandten!) hinnehmen darf, schon gar nicht die der Feigheit (*arga!*) – sonst geschieht eben automatisch die *wewurt* (auch im Bereich der christlich getauften Germanen). Ethische Werte werden im 'Hildebrandlied' – wir sagten es – nicht in den Reden diskutiert oder vorgebracht, wie dagegen im 'Nibelungenlied'.

Besonders aufschlußreich ist ein Vergleich mit dem doppelten Verhalten Rüdegers in der 37. Aventure.⁶⁵ Ohne ein Wort zu verlauten, erschlägt er mit der bloßen Faust einen hunnischen Höfling, der es wagt, seiner Neutralität wegen mit höhnisch-lauten Worten seinen Mannesmut in Frage zu stellen. Die langen Reflektionen des Markgrafen betreffen dann das Abwägen der beiden Bindungen: da geht die Vasallenpflicht über die Treue zu Verwandten und Freunden: doch löst sich am Ende das "Entweder – Oder"⁶⁶ so, daß die versippten Gegner, Gernot und Rüdeger, sich im ehrlichen Kampf gegenseitig töten – und beide siegen.

Von Ansehen, Ehre und Gewissen ist im 'Hildebrandlied' nicht die Rede – wenn man nicht das negativ zweideutige 'sich der Beute rühmen' nach dem 'Sieg' hierherrechnen will: Nur die Vergangenheit (des Alten!) kommt zur Sprache – die Zukunft ist hier schon zu Ende. Treue, Liebe oder Seelenschmerz werden im 'Hildebrandlied' nicht verlautet. Ethische Werte werden nicht reflektiert – auch keine Trauer über das zwangsmäßig ablaufende Geschehen. Solches wird nicht einmal als Epitheton genannt: die besitzlos zurückgelassenen Familienmitglieder Hildebrands sind ihm nicht "lieb" – das *suasat chind*, von dem Hildebrand als seinem möglichen Töter spricht (v. 53), ist nicht das geliebte, sondern lediglich das 'eigene' Kind (vgl. 'Hildebrands Sterbelied').⁶⁷ Von dem Schicksal der Mutter (die im 'Jüngerem Lied' matronenhaft-adelsbürgerlich bei der Heimkehr der beiden Raufbolde die Tischordnung begutachtet) verlautet kein Adjektiv der Zuneigung, wenn man nicht *lutila* (v. 20) so versteht (was doch eher 'arm' bedeutet). Auch die Treue zu Dietrich wird beim Exilgang Hildebrands nicht als *Movens* erwähnt; der Zorn auf Odoaker (v. 25 *her was Otachre ummet tirri*)⁶⁸ gehört dem Heldenvater scheinbar allein an, wie v. 18 *Otachres nid* hier spezifisch gegen Hildebrand gerichtet ist, auf dessen Ansehen sich die Rede des Sohnes konzentriert. V. 26 steht das einzige Adjektiv, das Zuneigung (?) ausdrückt, jedoch dem sagenfernen Dietrich zugeschrieben im drei Jahrzehnte zurückliegenden Augenblick seiner Flucht: Hildebrand⁶⁹ war (v. 26) *degano dechisto miti Deotrihhi*, der 'liebste Gefolgsmann Dietrichs' (die Bedeutung des Hapax *dechi* [*decki*] wird aus

an. *bekkr* erschlossen).⁷⁰ Die Kampfliche Hildebrands, ja, die wird von seinem Sohn genannt, sie war in Hildebrand immer zu gewaltig (und bestimmte sein Tun – wie im Moment dieses Dialogs) – v. 27 *imo was eo fehta ti leop*: Prokop spricht von ἀρετῇ καὶ ἐναγώνισις, ‘Tapferkeit und Kampfeslust’, bei den gotischen Kämpfern in der letzten Schlacht (S. 962f.). Hildebrands Renommé in der Soldatenwelt leitet sich daraus ab – v. 28 *chud was er chonnem mannum* ‘den tapferen Haudegen war er ein Begriff’, was uns wieder an das Ziel der Duelle im Niemandsland in dem von Prokop geschilderten Milieu der Gotenkriege erinnert: bekannt sind gewisse Draufgänger sogar den großen Feldherrn aufgrund ihrer furchtlosen Kampfgeschicklichkeit, die sie gerade (wie heute Boxer oder Fußballspieler) vor einer großen Menge zur Schau stellen, auch zugunsten des Rufes ihrer Truppe und ihrer Stammeszugehörigkeit – und um ihre Gage zu erhöhen.

Man vergleiche nochmals: Belisar unterhielt aus eigener Tasche sieben-tausend Reiter, lauter brauchbare Leute und jeder bereit, in vorderster Reihe zu stehen (αὐτῶν δὲ ἕκαστος πρῶτός τε ἐν τῇ παρατάξει ἐστάναι; vgl. ‘Hildebrandlied’ v. 27 *her was eo folches at ente*, v. 51 *dar man mih eo scerita sceotantero in folc*) und die tapfersten Gegner zum Zweikampf herauszufordern (καὶ προκαλεῖσθαι τοὺς τῶν πολεμίων ἀρίστους ἡξίουσιν: Prokop, ‘Gotenkriege’, III, 1; S. 442). Dazu die Überschrift dieses Aufsatzes und die bereits oben zitierte Stelle (III, 23; S. 588): ein Überläufer präsentiert sich bei Totila, der sich sehr freute, weil “der Ruhm, den der junge Mann bei Einzelkämpfen errungen hatte, ihm schon zu Ohren gedrungen war und er selbst wiederholt dessen Heldentaten miterlebt hatte” (εὐδοκιμοῦντα γὰρ ἐν μονομαχίαις τὸν νεανίαν ἤκουσέ τε καὶ εἶδε πολλάκις).

Neben den beiden, die Kampffreude des Vaters beinhaltenden (quasi entschuldigenden) Superlativen positiver Prägung kommen aus dem Mund Hadubrands superlativische Wendungen, die man fast geneigt wäre, zur Jugendsprache⁷¹ zu rechnen – und die (gemäß der Stellung des Jungen) negativ konnotiert sind. Sie betreffen den Haß des Vaters gegen Odoaker: v. 25 *her was Otachre ummet tirri*. Der ‘Haß’ ist sagengeschichtlich – in Wirklichkeit wurde der Skire Odoaker bei einem Versöhnungsbankett von Theoderich ermordet – die Exilsage kehrt schuldtilgend diese Tatsache um. Dasselbe steigernde *ummet* ‘ummäßig’ = ‘übermäßig’ (*unmez* ‘Unmaß, Maßlosigkeit’; Adv.acc.) kehrt wieder bei den Beleidigungen, die den Alten zum Kampf reizen sollen: v. 39 *du bist dir, alter Hun, ummet spaher* ‘Alter Hunne – du bist unglaublich schlau und gerissen!’ Ähnlich wird die superlativische Beleidigung im temporalen Bereich weitergeführt: v. 41 ‘Du bist nur deshalb so alt geworden, weil du ewig (*ewin*) mit Hinterlist dich durchgeschlagen hast!’ Und das *argosto* Hildebrands ist nur ein Echo auf diese superlativische, hetzende Reizrede, auf die der Alte zuletzt, auch in Worten den Sohn übertrumpfend, eingeht (v. 58ff.):

*der si doh nu argosto (. . .) ostarliuto,
der dir nu wiges warne, nu dih es so wel lustit,
gudea gimeinun*

‘das wäre doch wirklich der allerfeigste der Ostleute, der nun nach allem dir den Kampf verweigern würde’ . . .

Die Beschreibung des Kampfes selbst kehrt zurück zum leidenschaftslosen Bericht: Der Dichter des ‘Hildebrandliedes’ ist als Epiker kein Kommentator – die Tragödie, deren Ende wir nur ahnen können, wickelt sich im Crescendo der Beleidigungen in den Dialogen ab, in denen jedoch nicht über Ehre und Schuld reflektiert wird. Im Gegensatz zu der Tragödie Rüdeggers: der letzte Nibelungendichter rettet die Kriegerheere seines Helden zuerst durch einen kommentarlosen Faustschlag, der den hunnischen Beleidiger in die heidnische Hölle befördert – das Dilemma zwischen den Pflichten, zwischen *ere*, *triuwe*, *zühete*, der Seelenschmerz, wird jedoch lange diskutiert. Dem *owe got von himele, daz michs niht wendet der tot!*, dem *nu ruoche mich bewisen der mir ze lebene geriet*, dem verzweifelten Schrei nach Hilfe von Gott – steht im ‘Hildebrandlied’ nur der Ausruf: v. 49 *welaga nu, waltant got, . . . wewurt skihit!*, gegenüber.

Notes

1. Wir zitieren nach der “Vorstufe zu einem kritischen Text” bei R. Kienast, *Ausgewählte althochdeutsche Sprachdenkmäler. Mit Anmerkungen und Glossar*, Heidelberg 1948, Nr. 5, S. 13 und 15 (doch ohne Berücksichtigung der Umstellung der vv. 45–48 [keine Wiedereinführung des Sprechers v. 45], die allerdings besser nach v. 41 stünden, und verweisen auf den “zeilengetreuen Abdruck der Handschrift” (mit Erklärungen im Apparat). Wir befürworten dagegen die Umstellung von v. 23f. nach v. 26 und lesen v. 65 *chlu·bum* (zum Vorschlag der Streichung von v. 36 s.u.). – Vgl. Anm. 19.

Wir verweisen ausdrücklich auf R. Lühr, *Studien zur Sprache des Hildebrandliedes*. Teil 1: Herkunft und Sprache, Teil 2: Kommentar, Frankfurt a.M. – Bern 1982, wo weitere Nachweise zu finden sind.

Wir verweisen weiter auf die für eine erste Übersicht immer noch nützlichen Darstellungen von G. Ehrismann, *Zur althochdeutschen Literatur*. 3. Zum Hildebrandsliede. Beiträge zur Erklärung des Textes, PBB 32, 1907, S. 260–292; von G. Baesecke, *Das Hildebrandlied*. Eine geschichtliche Einleitung für Laien, mit Lichtbildern der Handschrift, alt- und neuhochdeutschen Texten, Halle 1945, und von F. Norman, *Hildebrand and Hadubrand*, in: *German Life & Letters* 11, 1957/58, S. 325–334.

Unser eigenes Buch *Arbeo laosa*, Bern 1972, nennen wir lediglich in Bezug auf die Parallelen in Prokops ‘Gotenkriegen’, die uns weiterhin von grundsätzlicher Wichtigkeit für das Verständnis der ‘Situation des Zweikampfes im Niemandsland zwischen zwei Heeren’ erscheinen, s.u. Nur E.S. Dick hat, wie wir dankbar feststellen, diese Perspektive teilweise in Betracht gezogen: *Heroische Steigerung: Hildebrands tragisches Versagen*, in: FS C.E. Reed (= GAG 367), 1984, S. 41–71, hier S. 47.

H. Fischer, *Schrifttafeln zum althochdeutschen Lesebuch*, Tübingen 1966, Taf. 12f. mit Kommentar p. 14*sq.

2. A. Heusler, *Lied und Epos in germanischer Sagendichtung*, Repr. Darmstadt 1956. Zu den langen Diskussionen um das ‘Heuslersche Modell’ vgl. die kritische Übersicht bei

W. Haug, Literarhistoriker “untar heriun tuem”, in: FS E.Dick (= GAG 480), 1989, S. 129–144.

3. Wir plädieren für gotischen Ursprung (s.u. Anm. 13) der Geschichte, d.h. des Zusammenfügens einer Kriegsanekdote mit der idg. “Wanderfabel” des Vater-Sohn-Kampfes und der Sage von Theoderichs Exil (in Prosa oder in einer Übergangsform mit Dialogen in allitterierender Form).

4. Kassel, 2° Cod.Theol.Nr. 54. Zur Beschreibung der Hs. vgl. die Nachweise in Fischers Schrifttafeln. Steinmeyer, Denkmäler, S. 8f. – Dazu nun M.V. Molinari, Hildebrandslied: Neue Perspektiven in der textgeschichtlichen Forschung, ABäG 50, 1998, S. 21–45, hier Anm. 4 und 8 (die Arbeit von Carla Morini entstand auf meine Veranlassung, war aber bei der Veröffentlichung noch nicht abgeschlossen).

5. Zuletzt: B. Bischoff, Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit, FMST 5, 1971, S. 112ff.

6. Vgl. dazu etwa Baesecke [wie Anm. 1] und nun Lühr [wie Anm. 1], passim.

7. Beispiele bei Baesecke: Die Möglichkeiten der falschen Verniederdeutschung hochdeutscher Worte geben immer wieder Handhaben zu Neuinterpretationen. Zuletzt dazu: Molinari [wie Anm. 4], S. 26f.

8. Zu dieser These vgl. zuletzt W. Haubrichs, Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60) = J.Heinze (Hrsg.), Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1988, S. 141ff.

9. Die Runen spielen in der recht lange in den kontinentalen Klöstern englischer Gründung beibehaltenen Insulare eine gewisse Rolle; die *w*-Rune wurde mit einem Schrägstrich ausgezeichnet, um die Verwechslung mit *p* zu vermeiden, jedoch nicht durchgängig für /w/ verwendet, das auch durch *uu* und *u* wiedergegeben erscheint.

10. Die ‘Basler Rezepte’ gegen Cancer spiegeln den englischen Ton im Klosterleben Fuldas des 8./9. Jahrhunderts am besten wieder: vgl. G. Eis, Studien zur althochdeutschen Fachprosa, 1951, S. 11–29.

11. ‘Abecedarium Nord(mannicum)’: MSD I, Nr. V; Haubrichs [wie Anm. 8], S. 98f.; G.Baesecke, Kleine Schriften, 1966, S. 237–248.

12. Meine Benennung des Silbenkürzels (zuerst in: Die Sternrune im Wessobrunner Gebet. Beobachtungen zur Lokalisierung des clm 22053, zur Hs. BM Arundel 393 und zu Rune Poem V. 86–89 [= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 1], Amsterdam 1973) hat sich durchgesetzt. Es ist der einzige Fall einer Binderune (g+i), die als Silbenkürzel – in Glossen und Randnotizen – verwendet wurde, und seltsamerweise nur in bairischem Ambiente überliefert ist.

13. Wie Anm. 3. Dazu etwa E. Stutz [wie unten Anm. 44], Norman [wie Anm. 1], S. 333f. – Wir nennen dazu: T. Giuffrida, Hildebrandslied: Evidence External and Internal, in: F. Raven u.a., Germanic Studies in Honor of E.H. Seht (= Miami Linguistic Series 1), Coral Gables 1968, S. 91–100 (mir nicht zugänglich); R.H.Lawson, The Hildebrandslied Originally Gothic?, in: NM 74, 1973, S. 333–339.

14. W. Krogmann, Das Hildebrandslied in der langobardischen Urfassung hergestellt (= Philologische Studien und Quellen 10), Berlin 1959.

15. Vgl. J. Hennig, *Ik gihorta dat seggen*. Das Problem der Geschichtlichkeit im Lichte des Hildebrandliedes, DVJS 39, 1965, S. 489–505. – Zuletzt aus anderer Sicht zu dem Problem der historischen Wahrheit bei der Heldensagen-Überlieferung: E. Hellgardt, Dietrich von Bern in der deutschen ‘Kaiserchronik’. Zur Begegnung mündlicher und schriftlicher Traditionen, in: A. Fiebig und H.-J. Schiewer (Hrsgg.), Deutsche Literatur und Sprache von 1050–1200, FS für U. Hennig, Berlin 1995, S. 93–110.

16. Wir verweisen hier lediglich auf Hans Kuhn, Dies und das zum Hildebrandslied, ZfDA 104, 1975, hier: S. 28f., und Dens., FMST 2, 1968, S. 220: das Wort kann, wie Kuhn nachgewiesen hat, als Bezeichnung des ‘Kämpfen’ im technischen Sinn, des beruflichen ‘Zweikämpfers’ (als “Nachfolger” des Gladiatoren) gebraucht werden. Deshalb müssen jedoch

die beiden 'Kämpfer' des 'Hildebrandliedes' nicht, wie immer wieder behauptet, als '*campiones*', als stellvertretende Kämpfer (usw.) verstanden werden. Das Wort kann auch "eine Übersetzung des lat. *provocator* sein" – und dies ist die Bedeutung hier, wie aus den Parallelen der Situation bei Prokop hervorgeht, s.u. – (Wir fassen die beiden *urhettun* auch nicht, wie nun öfters vorgeschlagen wird, als 'Vorkämpfer' auf).

17. Aus stilistischen und inhaltlichen Gründen lehnen wir die von R. Schützeichel (im Anschluß an R. Meissner), Althochdeutsche Wortstudien: Zum Hildebrandslied, FMST 3, 1969, S. 75f., vorgeschlagene Lösung ab, in 4a *sunufaterungo* einen (auf 3a *untar herium tuem* bezüglichen) Gen.Pl. zu sehen, also '(zwischen zwei Heeren) der Leute von Sohn und Vater' zu interpretieren: es ginge damit nicht nur die kunstvolle Steigerung der ersten drei Anvers-Variationen verloren, sondern man müßte in 'Sohn und Vater' also die Anführer der 'Heerscharen' sehen, Stellungen, die sie u.E. *n i c h t* bekleidet haben können (s.u.). Wenn R. Schützeichel dazu meint: "Es könnte sich hier um eine gewiß recht kühne (. . .) Bildung handeln, die geradezu besonders geeignet war, schon im ersten Satz, bei Skizzierung der Szenerie – wenn auch ein wenig verdeckt – die folgende Begegnung von Sohn und Vater anzudeuten", so ist – wie immer man dieses Kompositum interpretiert – die Kampfbegegnung zwischen 'Vater und Sohn' damit festgelegt. Schützeichel zieht ebda., S. 76 auch den "Dat.Sing. zum st.F. *sunufatarunga*" in Betracht, auch damit ergäbe sich "ebenfalls verdeckt" ein sofortiges Ansprechen der folgenden feindlichen Auseinandersetzung, nämlich die Bedeutung 'zur Sohn und Vater betreffenden Sache', da "beide offensichtlich stellvertretend um ein Recht kämpfen, das die Heere, denen sie angehörten, und das ihre Könige durchsetzen wollten, das also nur indirekt, aber insofern doch auch ihre eigene Sache war". Dieses Verständnis ist sicher auf "Verdecktes" gerichtet: daß die "beiden Könige" hier bei ihren Heeren sind und daß hier "stellvertretend" ein Kampf "um ein Recht" ausgeführt wird, steht nicht im Text.

18. Schon 2b *ænon* macht die These von H.H. Meier, daß es sich bei v. 4b–6b (mit Punkt nach *sunufatarungo*!) und bei der Zweikampfszene am Schluß um die "Schilderung des Kampfes zweier Heere", also um einen Massenkampf handle, unglauwbüdig (Die Schlacht im 'Hildebrandslied', ZfdA 119, 1990, S. 127–138). Meier geht von der falschen Voraussetzung aus, daß die parallelen Formeln (*formulaic systems; type scenes*), die er aus der altnordischen und altenglischen Dichtung herbeibringt, Formeln der 'Schlacht' seien und daß folglich im 'Hildebrandlied', weil Parallelformeln gebraucht werden, auch vom Massenkampf die Rede sein muß. Doch dürfen doch gerade solche Formeln, die z.T. bereits "lexikalisiert" sind, nicht wörtlich genommen werden (wie etwa die 'Schauer' der Wurfgeschosse u.a.m.). Daß *staimbort chluun* sich auf "die aufgebrochenen Schildwehren an beiden Fronten" bezieht, ist hier nicht sinnvoll. Welche Rolle der Ger beim Einzelkampf (auch zu Fuß) spielen konnte, mag man am Schluß des Waltharius nachlesen. Usw. H.H. Meier hat nicht darauf geachtet, daß das Gefälle umgekehrt ist: die meisten Kampfformeln sind doch aus dem mündlichen Heldenlied, wo von Einzelkämpfen gehandelt wurde, auf die vorgegebenen Massen-Schlachtschilderungen der altenglischen Bibeleyen (in Genesis, Exodus, Elene usw.) und später der Chroniken angewandt worden. 'Maldon' ist ein Sonderfall. Da das Altenglische gegenüber den anderen altgermanischen Dialekten ein sehr umfangreiches Corpus epischer stabreimender Dichtung überliefert, in der die traditionelle altgermanische Formelsprache der oral poetry verwendet wurde, verwundern auch die vielen Parallelen zum 'Hildebrandlied' nicht, wo die oft behandelte "*type-scene*" 'Der Held rüstet sich zum Kampf' (alias: *The hero on the beach*) eben auch vorkommt, und zwar im Plural, da es sich ja um Duellanten handelt. Man sollte daher nicht (wie einst M. Trautmann) auf eine engere Verwandtschaft mit der altenglischen Dichtung schließen (vgl. A. Renoir, *The English Connection Revisited: A Reading Context for the Hildebrandslied*, Neoph. 68, 1979, S. 84–87).

19. Es mehren sich die Stimmen, die dafür plädieren, daß das Lied hier jedoch wirklich zueinde ist, ohne daß es einen 'Schluß', der den Tod des Sohnes beschreibt (wenigstens in dieser Phase der Überlieferung) gegeben hätte. Das Fehlen des Schlusses – so habe ich selbst einmal in Bezug auf die Unterhaltung in der Klosterschule gedacht – hätte zum

Rechtsraten auffordern können. Dazu käme noch die Symmetrie des Aufbaues – den 11 Kurzversen der Einleitung entsprächen diese 11 Kurzverse des Waffenganges am Ende; eine ähnliche Zahlensymmetrie findet sich bei den langen Reden von Vater und Sohn: 27 Kurzverse umfaßt die Vorstellung Hadubrands (v. 15–29, ohne Redeeinführung; am Anfang fehlt ein Kurzvers) – die *wewurt*-Rede des Alten (wir stellen vv. 45–48 nicht um und schreiben die Verse Hadubrant zu) umfaßt 28 Kurzverse (v. 49–62). Die Trutzrede Hadubrands (v. 36–48, die zweite Redeeinführung v. 45 nicht mitgerechnet) zählt 22 Kurzverse, also die Summe des ‘epischen’ Rahmens. (Die Kurzverszählung ist durch die Fittenstruktur des ‘Heliand’ berechtigt, wo hie und da numerischer Aufbau bewiesen werden kann.) – Vgl. jedoch zu v. 36–38 unten.

20. Wenn wir die dreißig Jahre der Abwesenheit Hildebrands (v. 50) ernst nehmen und als *barn unwahsan* ein Kind von noch nicht 12 Jahren annehmen, so ist Hadubrand im Augenblick des Duells über 30 Jahre, vielleicht auch 33 oder sogar 40 Jahre alt – also nicht der unerfahrene Jüngling, als den man sich ihn immer vorstellt!

21. Zitiert nach: Prokop, Gotenkriege. Griechisch-Deutsch, ed. O.Veh (= Prokop: Werke, Bd. 2), München 1966, S. 957.

22. H. Schneider, Germanische Heldensage, S. 317.

23. Zur ersten Orientierung: Baesecke [wie oben Anm. 1]; J. de Vries, Das Motiv des Vater-Sohn-Kampfes im Hildebrandslied, in: K.Hauck (Hrsg.), Zur germanisch-deutschen Heldensage (= Wege der Forschung 14), Darmstadt 1961, S. 248–284; W.Hoffmann, Das Hildebrandslied und die idg. Vater-Sohn-Kampf Dichtungen, PBB 92, 1970, S. 26–42; A.T. Hatto, On the Excellence of the Hildebrandslied: a Comparative Study in Dynamics, MLR 68, 1973, hier S. 320–338.

24. Zu diesem von uns vertretenen Verständnis der Stelle vgl. die verschiedenen Möglichkeiten bei E. Karg-Gasterstädt, ‘*Darba gistuontun*’, PBB 67, 1945, S. 357–361. Wir meinen n i c h t (wie etwa R. Schützeichel [wie oben Anm. 17, wo weitere Erklärungen] und auch Norman [wie oben Anm. 1], S. 330f.), daß hier die Vermutung von v. 29 *ni waniu ih iu lib habbe* vorausgenommen ist, daß also auf den Tod Hildebrands angespielt wird. Wir meinen auch nicht, daß – wie E. Karg-Gasterstädt am Schluß ihrer grundlegenden Untersuchung zur Wahl stellt – “der Plural *darba* (. . .) auf wiederholte Trennungen” von Dietrich und Hildebrand “deuten” könne, als “deren Ursache dann doch wohl selbständige Kriegerfahrten Hildebrands” anzunehmen seien. Gerade die bei Karg-Gasterstädt dazu zitierten Stellen (Hadubrands “*her was eo folches at ente*” oder Hildebrands eigenes “*dar man mih eo scerita sceotantero in folc*”) zeigen doch, daß Hildebrand im alten Lied nicht als selbständiger Truppenkommandant handelnd oder – wie später in der Dietrichdichtung – allein oder mit anderen Dietrichhelden zusammen auf Abenteuer ausgehend aufgefaßt ist. Hier sind wir noch – wie bei dem Zentralereignis, dem ‘Zweikampf zwischen zwei Heeren’ – im Milieu des byzantinischen Reiches, der oströmischen Kämpfe um Italien, obwohl schon sagenhistorische Züge (*Huneo truhtin!*) eine Statistenrolle spielen (vgl. unten zu *cheisuringu gitan*). Die Mischung von historischen Realia (vgl. die *monomachia* selbst) aus dem Milieu des bunten byzantinischen Heeres mit den Anfängen der Dietrich-Exil-Sage gibt die Bedingungen zu der Umgestaltung der idg. Vater-Sohn-Kampf-Fabel in die Formel-Sprache dieses germanischen Heldenliedes.

25. Die Umstellung von v. 23f. nach v. 26, wie u.a. von Pretzel vorgeschlagen wurde, gäbe eine bessere Redefolge, vgl. unten.

26. ‘die zu jener Zeit (*erhina*) gelebt hatten’: es scheint uns kein Zweifel daran möglich, daß Hadubrant sich hier auf damals schon ganz alte und nun verstorbene Leute bezieht, die nicht mehr als Zeugen aufgerufen werden können (so u.a. auch Norman [wie Anm. 1], S. 331).

27. G.Ph. Krapp & E.van Kirk Dobbie (Hrsgg.), The Exeter Book (= ASPR III), 1936, S.LV; K.Malone, Deor, London 1933; Ders., Widsith, 1936, ²1962, S. 204. – Dazu bes. Hans Kuhn, Dietrichs dreißig Jahre, in: Kleine Schriften. Aufsätze und Rezensionen aus den Gebieten der germanischen und nordischen Sprach-, Literatur- und Kulturgeschichte,

Bd. 2: Literaturgeschichte, Heldensage und Heldendichtung, Religions- und Sittengeschichte, Recht und Gesellschaft, Berlin 1971, S. 135–137. Vgl. auch die Vorliebe für die Zahl 30 als Mengenbezeichnung in der germanischen Epik, die von A. Renouir in Bezug auf drei Stellen im ‘Beowulf’ herausgestellt wird; mit der Folgerung: “one need not take literally Hildebrand’s own statement that he spent *sumaro enti wintro sehstic ur lante*” (The Armor of the ‘Hildebrandslied’, NM 78, 1977, hier S. 391, Anm. 9). Im ‘Jüngerem Lied’ erfolgt die Heimkehr Hildebrands nach Bern nach 32 Jahren (Str. 1, 4).

28. Wie Anm. 8, S. 150f.

29. Über die Rolle der Bogenschützen in den verschiedenen Phasen des *Polemon gothikon* berichtet Prokop mit vielen Einzelheiten. Vgl. besonders die Erzählung von den beiden Kuntschützen Paulus und Ansilas, die ihre Schwerter ablegen und nur “haarscharf zielend” vor der Truppe stehend auf die Feinde mit ihren Bogen schießen: “Und solange sie Pfeile in ihren Köchern hatten, töteten sie viele Menschen und Pferde” der Angreifer (IV, 29; S. 947). Wir sind ja beim ‘Hildebrandslied’ nicht in rein germanischem Ambiente!

30. Was H.H. Meier [wie oben Anm. 18] über die Natur von *burc* aus der ae. Literatur beibringt, fällt völlig aus dem Rahmen. Hier handelt es sich um Festungen, um befestigte Städte.

31. Vgl. P. Dinzelbacher (Hrsg.), Sachwörterbuch der Mediävistik. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter und unter Verwendung der Vorarbeiten von H.-D. Mück, U. Müller, F.V. Spechtler und E. Thurner (= Kröners Taschenausgabe 477), Stuttgart 1992, s.v. Rüstung; Hj.Falk, Altnordische Waffenkunde. Mit 37 Figuren im Text (= Videnskapsselskapets Skrifter. II. Hist.-Filos. Klasse 6), Kristiania 1914, v.a. S. 174–191; G. Siebel, Harnisch und Helm in den epischen Dichtungen des 12. Jahrhunderts bis zu Hartmanns “Erek”, Diss. Hamburg 1969.

32. *Panegyricus dictus clementissimo regi Theoderico*, cap. 8, zitiert nach: Chr.Rohr, Der Theoderich-Panegyricus des Ennodius (= MGH. Studien und Texte 12), Hannover 1995, S. 226–229.

33. Vgl. dazu auch etwa ‘Sigenot’, Str. 2, ‘Virginal’, Str. 31–34, und zum “herrlichen Glanz” von Helm und Harnisch weitere Belege bei J.Bumke, Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, Bd. 1, München 1987, S. 222f. – Vgl. unten zu Anm. 45.

34. Vgl. etwa ‘Biterolf und Dietleib’, wo in kaufmännischem Eifer nach der Schlacht die Panzer und Panzerteile eingesammelt und zur weiteren Verwertung abgekartt werden: dazu nun N.Voorwinden, Biterolf und Dietleib: Spiegel einer Spätzeit, in: 4. Pöchlerner Heldenliedgespräch, Wien 1996, hier S. 245 und Anm. 46.

35. *ringa*: Pl. von (*h*)ring ‘(Panzer-)Ring’, also Ringpanzer. Zur Form des Wortes und des Verses vgl. E.A. Ebbinghaus, Some Heretical Remarks on the Lay of Hiltibrant and Hadubrant, in: FS T. Starck, Den Haag 1964, S. 144.

36. Der Plural, den der Dichter für die Waffen hier und bei der Kampfschilderung am Ende gebraucht, bezieht sich auf die Einzelwaffen der beiden Kämpfer, kann aber auch meinen, daß jeder zwei Schwerter hatte (wie ja auch mehrere ‘Eschenlanzen’, v. 64), die *Spatha* und den *Sax*.

37. Vgl. D.Hüpper-Dröge, Schild und Speer. Waffen und ihre Bezeichnungen im frühen Mittelalter (= Germanistische Arbeiten zur Sprache und Kulturgeschichte 3), Frankfurt – Bern – New York 1983, bes. S. 192–200: die rechtliche Bedeutung des Wortpaares *scutum et lancea* ist nach dem Ausweis der wiederholten Nennung in den Kapitularien gerichtet auf den Begriff der Standardbewaffnung für jeden fränkischen waffenfähigen Mann (S. 197); weitere Belege und die Diskussion dieser “Pars-pro-toto-Bezeichnung” ebda. S. 220–222, besonders interessant die Parallele Otfrid IV, 17, 9. – Der Wurfspeer mit der Widerhaken-Spitze “ist als Bestandteil kontinentalgermanischer Bewaffnung bis über die Völkerwanderungszeit hinaus nachweisbar”: Hüpper-Dröge (wie oben), S. 153.

38. Zu Formelparallelen vgl. Lühr [wie Anm. 1]. Man vgl. auch die Anekdote der 50 tapferen ‘Römer’, die eine Phalanx gegen die Reiter Totilas bildeten: sie “deckten sich mit ihren Schilden, richteten ihre Lanzen empor und blieben stehen” und schlugen “durch

den Stoß der Schilde und den dichten, wohlgezielten Wurf der Lanzen (!)“ den Ansturm ab. “Dazu vollführten sie noch absichtlich mit den Schilden einen großen Lärm und machten so alle Pferde (der Angreifer) scheu” . . . Doch wird hier “das Dröhnen der Schilde” weder im taciteischen Sinne noch durch den Kampf mit der Schutzwaffe hervorgebracht, auch nicht durch Schwerthiebe auf die Schilde, sondern wohl durch Aneinanderschlagen derselben (Prokop, a.a.O., S. 945).

39. Vgl. D. Hüpper-Dröge [wie oben Anm. 37], S. 159 und 162, zu den Schilden der Germanen während der römischen Kaiserzeit, mit Hinweis auf K. Raddatz, *Bewaffnung der Germanen in der älteren römischen Kaiserzeit*, im Art. ‘Bewaffnung’, *RLGA*², S. 423f.

40. Hüpper-Dröge, ebda., Abb. 10 und S. 159.

41. Ebda., S. 162 und Abb. 12 mit Hinweis auf Raddatz, *Völkerwanderungszeit*, S. 432: “Erneuter Funktionswandel des Schildes” . . . “weg von der reinen Schutzwaffe hin zu der kombinierten Schutz- und Angriffswaffe”?

42. Vgl. die bei Hüpper-Dröge [wie Anm. 37], cap.V: *Das Waffenpaar Schild und Speer im Frühmittelalter*, S. 173ff. angeführte Literatur, die jedoch die Goten nicht in Betracht zieht: “Die Angriffswaffe ist jetzt eine zu ‘Wurf und Stoß geeignete Mehrzweckwaffe’ (Raddatz, *Merowingerzeit*, S. 436).” Dies kann offensichtlich auf unseren Text zutreffen.

43. Auch hier bietet Prokop eine wichtige Parallele. Nach dem Tod des letzten Gotenkönigs, Teja, der heldenhaft allein mit wenigen Mannen vor der Front, “den Schild vor der Brust und den Speer hoch erhoben”, “mit der Rechten tödend und mit der Linken wehrend” (s.o.) seinen vorbildlichen Mut und seine Kriegskunst stundenlang zur Schau gestellt hatte, nach dem Tod dieses letzten ‘Einzelkämpfers’ durch einen Speer, steckten sein Haupt “einige Römer auf eine Lanze” und gingen damit zwischen den Fronten “umher, um es beiden Heeren zu zeigen, den Römern, um ihren Mut noch mehr anzufeuern, den Goten, um ihnen jede Hoffnung zu nehmen” (a.a.O., S. 991).

44. Dies ist ein weiteres Argument für die Richtigkeit der These von E.Stutz (und umgekehrt auch für meine hier vertretene Ansicht), daß nämlich *der arme ritter albrant* in der ‘Ritterfahrt des Johann von Michelsberg’ von Heinrich von Freiberg (v. 23) eben mit dem ‘Hadubrand’ unseres ahd./ndt. Liedes identisch ist, dem die Kolmarer Version des berühmten Bestseller-Katalogs der Marner-Strophe XV, 14 ebenfalls unter dem aus dem ‘Jüngerer Lied’ bekannten Namen Al(e)brant ein tragisches Ende zuspricht: Hadebrant und Alebrant, in: *Beiträge zur Namenforschung NF*, 19, 1984, S. 261–274, hier bes. S. 268, S. 272f. ‘Arm’ ist also bei Heinrich von Freiberg nicht nur im sentimentalischen Sinn gemeint, sondern bedeutet – ebenso wie vielleicht im alten Lied v. 20 *luttila* – auch das materielle Arm-Sein, die Besitzlosigkeit, die im ‘Hildebrandlied’ ja in der Vorstellungsrede des Jungen betont wird.

45. Unsere Interpretation ist zu vergleichen mit E.A. Ebbinghaus, *WELA GISIHU IH IN DINEM HRUSTIM*, in: *FS K.Reichardt*, Bern/München 1969, S. 59–62. – Dazu E.Stutz [wie vorherg. Anm.] – Text nach Kienast [wie Anm. 1], S. 79. – Zu dem *G l a n z* der *hrust*, der im ‘Hildebrandlied’ noch die besondere zentrale Bedeutung des vom Gegner neidisch erstrebten, sich in der militärischen Ausrüstung und in den Baugen (!) spiegelnden Reichtums des Alten unterstreicht, vgl. auch etwa die von A.Renoir, *The Armor of the ‘Hildebrandlied’* [wie oben Anm. 27, hier S. 392f.] zur Type-Scene ‘The Hero on the Beach’ aus der gleichnamigen Arbeit von D.K. Crowne (*NM* 61, 1960, hier S. 393) zitierten Stellen, welche die Inhalts-Formel ‘the presence of a flashing light’ betreffen, das oft von Waffen ausgeht [Anm. 17]. Obwohl Renoirs Schlußfolgerung in Bezug auf die Zuschreibung der Worte (‘Hildebrandlied’ v. 46) u.E. nicht zutrifft, sind die Nachweise der ags. Parallelen in ihrer “overwhelmingly oral-formulaic quality” wichtig (s.u.). – Vgl. oben zu Anm. 32–34.

46. Wir denken an die Schätze Attilas, die der Held Walther bei seiner Flucht durch Hiltgund entwenden läßt: v. 263 *Inprimis galeam regis tunicamque trilicem / (Assero loriam fabrorum insigne ferentem) / Diripe . . .* (als Parallele wird *Aen.* 3,467 *Loricam consertam hamis auroque trilicem; 5,259; 7,639* genannt) und dazu zwei Kisten voller *armillarum Pannonicarum*.

47. Man vgl. dazu J. Werner, Der goldene Armring des Frankenkönigs Chilperich und die germanischen Handgelenkringe der jüngeren Kaiserzeit. Mit einem Anhang von L. Pauli, Römische Münzen und germanische Schlangenkopfarmringe, in: FMST 3, 1970, S. 1–49, mit wichtigen Nachweisen. – Vgl. T. Capelle, Armring, in: RLGA² I, 1973, S. 421–426, hier bes. S. 425. Ob es sich im Verständnis des gotischen ‘Hildebrandliedes’ hier um Insignien handelt oder um eine wertvolle Belohnung von Seiten des Hunnenherrschers bleibt dahingestellt; “manche Armringe werden weniger als Schmuck denn als Zahlungsmittel gedient haben” (Capelle, S. 425). Dazu noch die Überlegungen und Nachweise bei P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert, mit Beiträgen verschiedener Verfasser, Bd. 2. Mit 15 Textabbildungen und 40 Tafeln (= Schriften der MGH 13/II), Stuttgart 1955, S. 538–553: §23 *Baugen – armillae*.

48. Ich erinnere dazu in Bezug auf die Methodik an die Arbeit von S. Calderone, *Contesto storico, committenza e cronologia*, in: La Villa romana del Casale di Piazza Armerina. Atti della IV. Riunione scientifica delle Scuole di Perfezionamento in Archeologia classica dell’Università di Catania, Piazza Armerina 28.9.–1.10.1983, hier: S. 30 und Anm. 100.

49. Vgl. N. Wagner, *cheisuringu gitan*. Zu v. 33–35a des Hildebrandliedes, ZfA 104, 1975, hier bes. S. 181–187.

50. Ich möchte anderswo nochmals auf diesen Bereich zurückkommen.

51. Vgl. z.B. Prokop IV, 31: Narses läßt “goldene Armreifen (ψέλλια), Halsketten und Zaumzeuge” auf Speere stecken und seinen Leuten hinhalten, um ihre Kampfbereitschaft aufzustacheln. – III, 1 Belisar belohnt mit Armreifen und Halsketten besondere Tapferkeit (S. 441). Vgl. oben zu dem Tod des gotischen Signifer, ebda. III, 24.

52. Vgl. etwa die Schilderung des Zweikampfes ἐν μεταχμίῳ ‘mit dem Speer’ (Prokop IV, 31).

53. Zur *wewurt*, zur unberechenbaren τύχη, die sich plötzlich nach einer Zeit von Erfolgen zum Übel wendet, finden wir auch bei dem Christen Prokop Überlegungen, die sich u.a. an die Anekdote von Totilas Tod auf der Flucht nach der Niederlage von Taginae (a. 552) anschließen: ein gepidischer Verfolger wollte dem König schon die Lanze in den Rücken bohren – “ein gotischer Jüngling jedoch aus dem Hause Totilas, der seinen Herrn (. . .) begleitete, empörte sich über das Schicksal, das ihn bedrohte, und schrie laut auf: “Was fällt dir ein, du Hund, du willst die Hand gegen deinen Herrn erheben?” Asbadus stieß gleichwohl die Lanze mit aller Wucht in Totilas Rücken . . . (Totilas) Leistungen folgte kein gebührendes Ende. Vielmehr ließ auch bei dieser Gelegenheit das Schicksal . . . das Unberechenbare seines Wesens und das Unergründliche seines Wollens erkennen . . .” (IV, 32; S. 965/967).

54. Wie die frühere Forschung im Gefolge von A. Heusler festgestellt hat: nur eine Kenning, nämlich *staimbort* ‘buntgeschmückter Rand’; s.u. Hier handelt es sich um ein Bahuvrihi. – Das Urteil fußt auf dem Vergleich mit der barocken Skaldendichtung und dem späten ‘Beowulf’-Epos.

55. Vgl. die Übersicht bei G. Baesecke, Hildebrandlied, S. 51ff., und in den oben Anm. 23 genannten Arbeiten, bes. A.T. Hatto, S. 828, Anm. 1 und S. 832f.

56. III, 4 (S. 464–467).

57. Eberhard Nellmann macht mich in Bezug auf die ‘magischen Schwerter’ aufmerksam auf das Schwert des Anfortas (‘Parzival’ 253,25f., 254,2 usw.), nennt dazu: Chr. Kordt, Parzival in Munsalvaesche. Kommentar zu Buch V/1 von Wolframs Parzival, Herne 1997, S. 142–147, und weist hin auf die im Druck befindliche Dissertation von Susanna Backes. Ich verweise auf meine Bemerkungen zum Waffenpreis in ABäG 50, 1998, S. 91–93 und zu dem Runenkreuz auf der Klinge des Prunkswertes von Schretzheim (aus der zweiten Hälfte des 6.Jh.s), in: Runen der Merowingerzeit als Quelle für das Weiterleben der spätantiken christlichen und nichtchristlichen Schriftmagie? In K. Düwel (Hrsg.), Runenschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung. Abh. des 4. Internationalen Symposiums über Runen

und Runeninschriften in Göttingen vom 4.–9. August 1995, Berlin – New York 1998, hier S. 378.

58. Thule 22: Die Geschichte Thidreks von Bern. Übertragen von F. Erichsen, S. 411.

59. Zitiert nach K. Strecker/P. Vossen, Berlin 1947 und nach U. Schwab, Neapel 1967. – Nachträglich erst werde ich durch die Lektüre von N. Voorwinden, *Latin Words, Germanic Thoughts – Germanic Words, Latin Thoughts. The Merging of Two Traditions* (Nr. 7 in: R. North & T. Hofstra [eds.], Groningen 1992 [= *Germania Latina* 1], S. 124f.) aufmerksam auf A. Wolf, *Mittelalterliche Heldensagen zwischen Vergil, Prudentius und raffinierter Klosterliteratur*, in: *Sprachkunst* 7, 1976 [mir nicht zugänglich], wo S. 208 ebenfalls von “Walthers Apostrophe seines Schildes” die Rede ist, “in der sich lateinisch rhetorische Technik der Ding-Apostrophe und heldenepische Tradition der Waffenrede miteinander verbinden”. Wie steht es da mit dem ‘Waldere’ – fragt die Verf., indem sie N. Voorwinden herzlich dankt für viele großzügig gewährte Anregung.

60. Erichsen [wie Anm. 58], S. 429.

61. Strecker/Vossen [wie Anm. 59], Anhang II.

62. ‘Ásmundarsaga Kappabana’, ed. A. Heusler/W. Ranisch, *Eddica minora*, Dortmund 1903, S. 54; bei R. Kienast [wie Anm. 1], im Anhang S. 79.

63. Wir erinnern nur an ‘Walberan’, wo Dietrich vor Bern wirklich mit dem König des Zwergenheeres einen stellvertretenden Zweikampf vor den Stadttoren ausfechten soll und davon durch die Diplomatie des *wisen Hilbrant* abgehalten wird!

64. Einen guten Überblick zu der aus den Fugen geratenen Diskussion über den “Heuslerschen” tragischen Konflikt im ‘Hildebrandlied’ bei W. Haug [wie Anm. 2], bes. S. 140ff.

65. Vgl. dazu die parallelen Ausführungen in der Festschrift für Giuseppe Giarrizzo, Universität Catania (im Druck).

66. Vgl. unsere Bemerkungen und Nachweise zuletzt in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 50, 1998, S. 73–93. Auch diese “Maxime” ist nicht typisch “germanisch”, sondern hat ihr Gegenstück in lateinischen und griechischen rhetorischen Kampfreflexionen. Wir nennen auch hier lediglich Prokop, und zwar zwei Reden, die Totila in den Mund gelegt werden. Ein sehr tapferer und erfahrener gotischer Krieger hatte sich an einem kalabresischen Mädchen vergangen und soll entsprechend bestraft werden; seine Freunde bitten den König um Begnadigung, dieser aber ersucht seine Ratgeber, den Fall zu entscheiden, “wie wenn (. . .) zweierlei zur Wahl stünde: Entweder, daß der Mann für sein Verbrechen straffrei ausgeht oder daß das gotische Volk gerettet wird und den Krieg gewinnt” – denn das rechte Handeln ist die Voraussetzung für den Sieg (III, 8; S. 488). – Derselbe Totila ermahnt seine Soldaten anderswo, sich tapfer für den Sieg einzusetzen mit aller Kraft, und jeder “lasse sich von der Überzeugung leiten, daß es . . . keine Wiederaufnahme des Kampfes mit unseren Gegnern gibt, wenn wir diesmal nicht ruhmvoll bestehen!” (III, 4; S. 464).

67. 4,1 *enn svási sonr.*

68. *tirri* < *zirri*, nach R. Kienast [wie Anm. 1], S. 127 ‘erzürnt’.

69. Es ist müßig, mit Hilfe einer historischen Kernpersönlichkeit (“Hibba”, etc.) danach zu forschen, ob der Hildebrand, auf den die Vaterrolle der Wandernovelle übertragen wurde, schon als alter “Waffenmeister” Dietrichs in der Sage vorhanden war, oder ob dieser Hildebrand der Dietrichsage erst durch das ‘Hildebrandlied’ zu einer solchen Rolle kam. Vgl. Norman [wie oben Anm. 1].

70. R. Kienast [wie Anm. 1] verweist (S. 91) auf PBB 22, 1897, S. 432 und die Verwandtschaft mit ahd. *diggen*, as. *thiggian*, usw.

71. Vgl. jedoch oben Anm. 20.